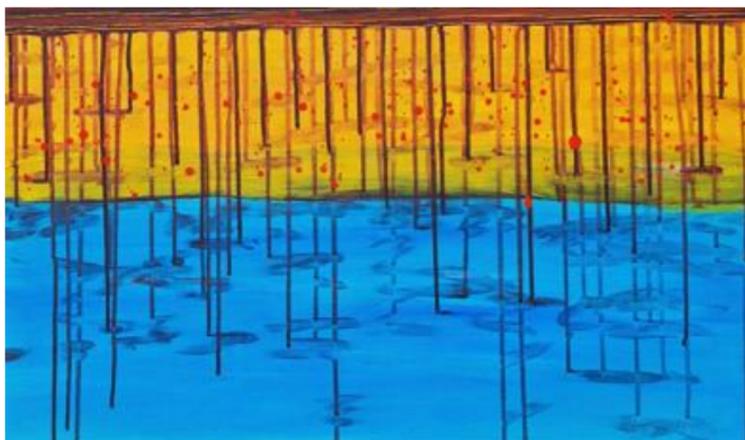


# F r a u e n b a d i



R o m a n

Von irrealem Überfluss und oft großer Not  
Von einer Ménage à trois und  
geheimen Parallelwelten  
Von süßer Rache, Arthur Schnitzler  
und einem Verbrechen

CHRISTOPH  
VON  
NOSTITZ

Copyright © 2023

**Christoph von Nostitz**

Umschlagsgestaltung Copyright © CCONOS

Eduard-Schenk-Strasse 38

80807 München

Mail: cconos@gmx.de

Umschlagsmotiv:

Eva Ohler, Ohne Titel

Ausschnitt, Acryl auf Leinwand

Druck Books on Demand, Norderstedt

**F ü r E v a**



## **Vorwort**

Das Erzählen von Geschichten ist mir ein innerer Drang. Es ist ein Drängeln von Worten die aufs Papier möchten, von Geschichten, die erzählt werden wollen. Das Leben und die Welt sind voller tragischer, komischer, erschreckender, anrührender, skurriler, sprühender, lauter und leiser und manchmal wunderschön-unwichtiger Ereignissen. Davon ein wenig einzusammeln und zu Geschichten zu verweben, Figuren lebendig werden zu lassen, und mich mit dem Enden selbst zu überraschen, ist mir pures Vergnügen.

Was von den Geschichten vielleicht tatsächlich wahr ist, oder nur ein bisschen, oder reine Fiktion, ist wahrlich unerheblich. Der Geist der Zeit, in denen sie spielen, war und ist in jedem Fall so, dass die Geschehnisse genauso stattfinden könnten. Es heißt, Schreiben sei ein einsames Geschäft. Das finde ich nicht. Ich amüsiere mich prächtig mit meinen Figuren, leide mit ihnen und lasse mich von ihrem Glück mitreißen.

### **Bitte um Nachsicht**

Als Hobby-Autor genieße ich nicht das Privileg eines Korrektorats oder Lektorats. Es finden sich immer wieder Rechtschreib- und Interpunktionsfehler, und vermutlich auch Perspektiv- und Zeitfehler in den Geschichten. Auch am Ausdruck ließe sich weiter feilen. Ich bitte um Nachsicht.

## Vita

Im Sommer 1957 kam ich in München zur Welt. Die Schulzeit und eine kaufmännische Berufsausbildung absolvierte ich in meiner Geburtsstadt. Es folgte der Diplom-Abschluss in Betriebswirtschaftslehre. Das Studium und meine berufliche Laufbahn führten mich an Stationen im In- und Ausland. Seit dem Jahr 2000 lebe ich wieder in München.

Mit vierzehn schrieb ich meinen ersten Roman, eher eine Kurzgeschichte. Der Stoff: ein Kavalier meiner älteren Schwester. Seine Balztänze und Gebärden müssen festhalten werden, fand ich damals und begann zu schreiben. Anlässlich von Auslandsaufenthalten verfasste ich statt knapper Briefe ausführliche Reiseberichte. Das entsprach meiner Freude am Erzählen und dem Wunsch, Ereignisse zu lebendigen Erlebnissen werden zu lassen. Die folgenden Dekaden ließen mir keinen Raum, um Prosa zu schreiben. Dann nahm ich mir die Zeit und verfasste die Roman *Kaleidoskop* und nun *Frauenbadi*.

Mein Debutroman war allerdings die Geschichte *Vom Jungen, der kein Kind sein wollte*. Beim Verfassen der weiteren Titel und durch die Teilnahme an Klassen für kreatives und literarisches Schreiben wuchs allerdings mein Unbehagen über das Erstlingswerk. In Folge habe ich das Buch zurückgenommen. Vielleicht bekommen die Erlebnisse des Jungen, der seine Kindheit nicht sonderlich gemocht hatte, eines Tages eine zweite Chance.

## Die Geschichte

Monika und Valerie, in ihren Fünfzigern, lernen sich zufällig in Zürich kennen. Beide sind zu einer Konferenz angereist. Irgendetwas verbindet sie. Dabei hätte ihre Herkunft kaum unterschiedlicher sein können.

Monika kommt von ganz oben und kämpft mit der zynischen Selbstvermehrung ihres unermesslichen Vermögens. Sie offenbart Valerie die Zerrissenheit ihrer Kindheit und Jugend, umgeben von Reichtum und Leere. Werner, an dem sie sich hatte aufrichten können, ist seit fünf Jahren tot.

Valerie stammt aus kleinen Verhältnissen. Sie macht Karriere, aber mit Männern hat sie wenig Glück. Schließlich soll zuerst ausgerechnet eine *Ménage à Trois* in Sachen Männer alles richten. Dann eine Schwesternschaft. Zu deren Glaubensbekenntnis gehören weder Frömmigkeit noch Demut. Bei aller Offenheit zwischen ihnen verschweigt Valerie allerdings die wahre Natur der Gemeinschaft. Dabei hat sie ihr Leben dafür auf den Kopf gestellt.

Nach zwei Nächten voller Offenbarungen, verlassen die Frauen nach Mitternacht das Frauenbadi. Da passiert, was Monika immer ausgeschlossen hat – und Valerie in Abgründe stürzt.



**Vorbereitungen für Zürich 11**

**Begegnung mit Folgen 29**

**Zürich 97**

**Eine lange Nacht 129**

**Am nächsten Tag 163**

**Zum zweiten Mal Frauenbadi 177**

**Bis zum nächsten Morgen und darüber hinaus 285**

**Sechs Monate später 325**



## **Vorbereitungen für Zürich**

Zynischer Reichtum 13

Eine Klasse für sich 19

Zwickmühle 25



## Zynischer Reichtum

Wie reich sie war, wusste Frau Ackermann nicht. In jedem Fall war sie sehr reich. Das las sie alljährlich im Forbes-Magazin. Und alle schrieben die Zahl ab. Seit sie die Zahl zuletzt gelesen hatte, hegte sie aber zum ersten Mal in ihrem Leben Zweifel. Zweifel darüber, was der Wert, ja der eigentliche Sinn dieses Reichtums sein sollte. Sie wusste es nicht – hat es im Grunde nie gewusst. Und jetzt nistete der Zweifel in ihr – und verfolgte sie: Sie ahnte, dass die sinnlose Vermehrung ihres Vermögens ein Ende finden musste – und ein Gedanken fing an, sie zu quälten: Wie würde sie aus dem Hamsterrad ihrer blinden Pflichterfüllung herausfinden? Jeder Gewinnausschüttung folgte die Jagd nach neuen Investitionschancen, die abermals Gewinne abwerfen würden. Keine Innovation, keinen Megatrend durfte sie auslassen – ständig musste sie am Ball bleiben. Stillstand war Rückschritt – war Niedergang. So war sie konditioniert, hatte das Denkmodell ererbt – und zu ihrem Glaubensbekenntnis gemacht. Das System war aber zum Selbstzweck geworden und ergab keinen Sinn mehr für sie.

Zwischenzeitlich hatte sie entschieden, diesen Kreislauf zu durchbrechen, und die ihr statistisch verbleibenden knapp dreißig Lebensjahre mit einem neuen Denkmodell in eine andere Richtung zu lenken. Davon, in welche Richtung das neue Modell führen würde, hatte sie aber noch keine Vorstellung – genausowenig wie davon, wie sie aus dem surrealen, dem zynischen Kreislauf von Gewinnen, die neue und abermals weitere Gewinne produzierten, herauskommen würde.

Noch nicht.

Und genau über diese Frage hatte sie heute Vormittag zum ersten Mal sprechen wollen – mit Dr. Nassauer. Er war einer der Geschäftsführer ihres Family Offices, das ihr Vermögen verwaltete. Den Einstieg in das Thema eines grundlegenden Umbaus ihrer Vermögensstruktur hatte sie aber gründlich verpatzt, woraufhin sich Dr. Nassauer kritisiert und angegriffen gefühlt hatte. Das hatte sie sofort bemerkt, das Thema abgebrochen, es ein Missverständnis genannt, und das Gespräch mit einer Entschuldigung beendet. Dabei hatte sie die Neuausrichtung ihrer Vermögensverwaltung noch vor Beginn der Konferenz ab morgen in Zürich durch einen ersten Impuls anschieben wollen.

Eigentlich war sie darauf eingestellt gewesen, mindestens bis Mittag mit Dr. Nassauer zusammensitzen und sich mit ihm zu besprechen. Ein Blick auf die Uhr

zeigte ihr aber, dass es jetzt noch nicht einmal zehn Uhr war. So schnell war sie noch nie aus einer Sitzung mit ihm gekommen. Sie dachte nach: Niemals in den vielen Jahren, in denen Dr. Nassauer für Werner und sie, und nun seit fünf Jahren nur noch für sie arbeitete, hatten sie Streit gehabt.

Statt wie sonst, leichtfüßig die Treppe hinunterzugehen, lief sie schnell. Fast stampfte sie – vor Verärgerung über den missglückten Einstieg in das ihr doch so wichtige Anliegen. Sie spürte Wut. Wut über sich selbst. Sie schnaubte. Das tat sie sonst nie. Vorsichtshalber hielt sie sich am Handlauf des Treppengeländers fest, um in ihrem Sturm nicht zu Fall zu kommen. Das tat sie sonst auch nie. Dafür hatte sie an, was sie sonst auch immer anhatte: einen Hosenanzug. Diesmal in einem Sandton, und heute aus Leinen – wegen der Hitze. Dazu in passendem Farbton flache Ballerinas. In keinem Fall wollte sie noch mehr auffallen, als sie das mit ihren fast einen Meter achtzig ohnehin tat. Ihre erwachsenen Kinder zogen sie mit diesen Anzügen regelmäßig auf, meinten, ihr monotoner Stil habe etwas Uniformhaftes. In jedem Fall waren die Teile allesamt aus der Mode und in die Jahre gekommen. Seit Werners Tod hat sie sich nichts mehr Neues zum Anziehen gekauft.

Der Geruch frischer Farbe lenkte sie ab. Sie hatte das historische Stadtpalais sanieren lassen. Die Arbeiten

waren erst jüngst abgeschlossen worden. Im Vorbeieilen inspizierte sie mit geübtem Auge das frische Weiß. Im Erdgeschoss blieb sie in der Durchfahrt von der Straße zum Innenhof stehen. Dort, im Hof befanden sich die Remisen, in denen einst Pferde und Kutschen einstanden, und mit Dienstbotenwohnungen darüber. Jetzt befanden sich dort angesagte Galerien und Büros. Sie sah zur Gewölbedecke hoch und dachte an die farbenprächtigen Jagdszenen, die unter dem weißen Anstrich verborgen waren. Ein tumber Tor hatte die Fresken vor über hundert Jahren übermalt. Anlässlich der Renovierung hatte sie die Darstellungen freilegen lassen wollen. Das hatte das Denkmalschutzamt aber nicht gewollt. Warum, erschloss sich ihr nicht.

Kopfschüttelnd verließ sie die kühle und in Dämmerlicht getauchte Durchfahrt durch die schmale Pforte, die in einen der beiden Flügel des mächtigen Holztors eingelassen war. Auf dem Gehsteig blendete sie das gleißende Sonnenlicht. Sie blinzelte.

Sie drehte sich um, blickte zurück zu der Pforte, und beobachtete, wie die sich mit Bestimmtheit schloss. Der Vorgang hatte etwas Träges an sich. Am liebsten hätte sie die Tür gepackt und ins Schloss geworfen, zugeknallt. Um sich Luft zu verschaffen, um ihrem Zorn, Raum zu geben. Aber das hätte so gar nicht ihrem Naturell entsprochen. Und sie wusste: Der

Schließmechanismus der Pforte hätte sich solch einem Ansturm widersetzt. Sie beobachtete den zähen Hergang weiter – und wurde augenblicklich noch wütender. Konnte sie denn hier gar nichts mehr bestimmen? Beruhige Dich, schärfte sie sich ein.

Seit Tagen lag ein ausgedehntes Hoch wie eine bleierne Glocke über Europa – und bewegte sich nicht. Die Temperatur war für die Vormittagsstunde bereits hoch. Sie spürte einen Film auf der Haut. Sie wechselte auf die Straßenseite gegenüber und sah an der Rokokofassade hoch. Alles makellos – wie alle ihre Immobilien – hier in München, und in anderen Metropolen um die Welt. Immer, wenn sie an einem ihrer Häuser vorbeikam, inspizierte sie deren Zustand. Das oblag natürlich eigentlich dem Geschäftsbereich Real Estate Investments ihrer Vermögensverwaltung. Sie nutzte aber jede Gelegenheit zur Kontrolle. So war sie erzogen – konnte nicht anders.

Mit dem Blick auf die Nachbarfassaden ging sie weiter und bewunderte die prachtvollen Innenstadtbauwerke: Unten Ladengeschäfte – Mode, Antiquitäten, Galerien, Juweliers, Friseur – darüber Büros. Ganz oben: Stadtwohnungen mit Dachterrassen. Die brachten zwischenzeitlich mehr Miete, als Büroetagen.

Von gegenüber hörte sie plötzlich ein „Guten Morgen, Frau Ackermann“. Herr Prächtl. Der Hausmeister,

der einige ihrer Häuser in der Innenstadt betreute. Sie zuckte zusammen und sah sich vorsichtig um. Das sollte er nicht – sie bei ihrem Namen rufen. Herr Prächtl wusste das, wusste, ihre Anonymität war ihr heilig. Sie musste ihn bei Gelegenheit daran erinnern. Sie winkte ihm zu.

Die eleganten Ladengeschäfte waren noch geschlossen. Im Vorbeigehen bemerkte sie in einer Schaufensterscheibe ihr Spiegelbild und blieb stehen. Ihr Haar fiel ihr auf – und sie fuhr sich durch die Frisur. Früher hatte sie tiefbraune Haare und einen burschikosen Kurzhaarschnitt. Wie einst Halle Berry bei ihrem großen Auftritt im James-Bond-Film *Stirb an einem anderen Tag*. Augenblicklich erinnerte sie sich daran, wie Werner sie immer wieder damit aufgezo-gen hatte. Aber Werner war jetzt schon fünf Jahre tot. Kurz nach seinem Tod hatte sie begonnen, ihr Äußeres zu verändern. Sie hatte nicht mehr sichtbar sein wollen – wollte seither unsichtbar sein. Sie hatte ihr Haar über die Schultern wachsen lassen und war, als die grauen Haare mehr wurden, auf Blond gewechselt. Seither war sie erleichtert. Seither konnte sie sich unerkant in der Öffentlichkeit bewegen – wenn auch immer mit einem wachen Blick für ihre Umgebung. Wenn sie in der Presse Fotos von sich sah, waren es immer nur Bilder, die bis zu Werners Tod entstanden waren. Das beruhigte sie jedes Mal aufs Neue.

Werner hätte ihr neues Aussehen nicht gefallen. Das wusste sie. Sie konnte sich aber nicht ewig fragen, wie er dies oder jenes finden oder entscheiden würde. Augenblicklich spürte sie wieder die Wut. Fünf Jahren nun schon, musste sie alles alleine entscheiden. Werner konnte ihr nicht mehr helfen, stand ihr nicht mehr zur Seite. Sie dachte an die Konferenz in Zürich, ab morgen. Früher wäre er mit ihm hingefahren.

## **Eine Klasse für sich**

Noch einmal sah Valerie über den Schreibtisch und ging in Gedanken durch, was sie für Zürich benötigen würde. In jedem Fall ausreichend Visitenkarten – und die Brieftasche mit den Schweizer Franken. Seit der Euro-Einführung verwahrte sie nur noch drei Reisegeldbörsen in der absperrbaren Schublade ihres Schreibtischs: eine für Britische Pfund, eine für US-Dollar und eben jene mit Schweizer Franken. Über ihr Smartphone hatte sie sich bereits eingecheckt. Die Adresse des Hotels in Zürich kannte sie auswendig. Der kleine Koffer mit Kleidung und Wäsche für drei Tage und zwei Nächte lag in ihrem Wagen, der in der Tiefgarage stand.

Sie war froh, anlässlich der alljährlich stattfindenden Investorenkonferenz für Start-Ups diesmal selbst keinen Vortag halten zu müssen. Präsentationsunterlagen benötigte sie also keine. Der Fokus würde auf der Pflege bestehender Kontakte liegen und dem Knüpfen neuer.

Sie hob den Blick, zum Fenster hinaus zur Außenalster, und beobachtete den lebhaften Segelbetrieb, der an diesem herrlichen Vormittag herrschte. Darauf hätte sie jetzt deutlich mehr Lust als auf Zürich, gestand sie sich.

Mit einer knappen Bewegung, strich sie sich eine Strähne ihres braunen langen Haars aus dem Gesicht. Dann warf sie einen letzten Blick durch mehrere Glas-trennwände und die dazwischenliegenden Büros hindurch zu ihrem Chef, Dr. Helmuth E. Friedrich. Er saß am Ende des Flurs in dem großen Eckbüro mit der riesigen Fensterfront zur Außenalster. Beides hätte ihres sein können. Beides hatte sie aber nicht gewollt. Die Position als Mitglied des Vorstands nicht – und nicht das damit verbundene Eckzimmer. Die Prioritäten ihres Lebens waren andere als die, sich mit Befindlichkeiten von Mitarbeitern und mit den Eitelkeiten von Vorstandskollegen zu befassen.

Dr. Helmuth E. Friedrich war um fast zehn Jahre jünger als sie. Sie hatte ihn statt ihrer für den Vorstandsposten vorgeschlagen. Sie winkte ihm zum Abschied. Er grüßte zurück. Fachlich genoss er ihren Respekt. Aber menschlich war er in ihren Augen ein armseliger Tropf, ein Trauerkloß, wie sie ihn zu Hause nannte. Auf das „E.“ in seinem Namenszug legte er allergrößten Wert, und bei jeder Unterschrift setzte er das „Dr.“ vorneweg. Wenn der Klingelton seines Handys nach zweimaligem Läuten verstummte, wussten er und alle in seiner Umgebung, dass er seine Frau vom Firmentelefon aus, auf ihrem Prepaid-Handy anrufen sollte. Dr. Helmuth E. Friedrich war – vorsichtig ausgedrückt –

sparsam, in jedem Fall langweilig, ein bisschen eitel – und überkorrekt. Bei aller Korrektheit konnte er sich aber gelegentliche Blicke in ihr Dekolleté nicht verkneifen. Sie ließ ihm die Freude, tat, als merke sie es nicht – und freute sich darüber, dass ihm nach all den Jahren noch immer gefiel, was er sah. Sie war sich sicher: Gäbe es die Wahl zur Sexiest Woman in Office, sie würde die Wahl weiterhin und unangefochten gewinnen – mit ihren einundfünfzig. Die Nominierung zur sinnlichsten Frau der Firma wäre ihr allerdings lieber. Sexy war ihr zu platt. Sinnlich barg Provokation und Hingabe – und vielleicht auch Verruchtheit und ein bisschen Gefahr. Sie liebte Abenteuer.

Frau Friedrich hatte Valerie noch nie gesehen. Nie kam sie zu Firmenveranstaltungen mit. Dabei wäre sie der Frau ihres Chefs zu gern begegnet – schon um zu erleben, wie er sich in ihrer Anwesenheit verhielt. In ihrer Vorstellung war Frau Friedrich eines jener Wesen, die im Glanz des Erfolges ihrer Männer erstrahlten und ihren Freundinnen gegenüber in der Wir-Form sprachen, wenn sie von der Wichtigkeit ihrer Männer redeten. Jedenfalls ging das Gerücht, Frau Friedrich stünde bei Regatten immer auf dem Steg und riefe allen ein ‚wir haben gewonnen‘ zu, wenn ihr Mann als Erster die Ziellinie gekreuzt hatte.

Valerie griff nach der Aktentasche. Mit dem linken Pumps schob sie die Tür auf – um im Hinausgehen mit der Schuhspitze wieder nach der Tür zu angeln – um sie hinter sich her segeln zu lassen. Noch nicht ganz im Flur, verharrte sie kurz und bremste die Tür dann mit dem Po gerade so weit ab, dass sie geräuschlos ins Schloss glitt. Sie wusste, mit dem kleinen Schauspiel so manche in ihrer Umgebung zu provozieren. So war sie: Eine Klasse für sich – und wusste es.

Drei Minuten später fuhr sie aus der Tiefgarage und bog links in das Alsterufer ein, Richtung Flughafen Fuhlsbüttel. Dort stellte sie den Wagen im Parkhaus ab und ging direkt zur Sicherheitskontrolle. Sie hoffte, nicht wieder für einen Check ausgewählt zu werden, so wie zuletzt. Das Prüfgerät der Frau vom Sicherheitspersonal hatte gepiepst, obwohl sie kein Metall an sich hatte, nicht einmal einen Bügel im BH. Sie hatte keinen angehabt. Heute schon.

Jetzt freute sie sich doch auf den kurzen Flug – und auf Zürich. Eine wunderbare Stadt, wie sie fand – wenn sie von den astronomischen Preisen absah. Viele Bilder und Erinnerungen verband sie mit der Stadt an der Limmat: Die hübschen Häuser in den verwinkelten Gassen waren allesamt wie aus dem Ei gepellt. Die individuellen Geschäfte verliehen der Stadt eine unnachahmliche Note – auch wenn die Bahnhofsstraße

inzwischen vom uniformen Auftritt der Luxusmarken und Billigketten gekennzeichnet war. Und die Dichte an Lingerie-Geschäften erschien ihr nirgends so hoch. Eine Zeit lang war sie fast jedes Mal mit neuen Dessous zurückgekommen. Früher hatte sie sich darüber geärgert, weil sie bereits genügend solcher Stücke in der eigens dafür eingerichteten Kommode aufbewahrte. Zwischenzeitlich war sie bei Rückfällen unnötigen Einkaufs sündiger Teile nachsichtig mit sich – und malte sich deren Einsatz aus.

Und dann war da das Frauenbadi, diese sehenswerte und ehrwürdige Badeanstalt aus Holz, die wie ein Flos auf der Limmat lag. Seit jeher, seit bald zweihundert Jahren, war das Bad nur Frauen zugänglich. Diese Regelung erinnerte Valerie an ihre Schwesterschaft, der sie seit wenigen Jahren angehörte. Würde sie auch diesmal Zeit für einen Besuch im Frauenbadi finden? Die Wettervorhersage für Zürich war jedenfalls noch besser, als für Hamburg.

Vor allem vergaß sie beim Stichwort Zürich aber nie ihren ersten Besuch im Kunsthhaus. Sie hatte ihren fünfzehnten Geburtstag gerade hinter sich. Bei der Erinnerung an damals, hat sie immer das pummelige Mädchen vor Augen, mit für seine Körpergröße zu üppigen Proportionen. Nichts an ihr hatte damals zusammengepasst. Und bei diesem Bild fehlte auch nie der Junge,

der ihr im Kunsthaus allein durch seine Blicke ein gänzlich neuartiges und so wunderbares Prickeln im Bauch bereitet hatte.

Und dann war da auch noch die Sache mit Urs gewesen. Aber die war schon seit einiger Zeit vorbei. War sie das wirklich? Vorbei? Bisher hatte sie sich nicht durchringen können, seine Kontaktdaten aus dem Handy zu löschen. Sie spürte, wie ihr ein nachdenkliches Lächeln über das Gesicht huschte.

Der Aufruf ihres Flugs riss sie aus den Gedanken. Mechanisch spulte sie das Boarding ab und nahm den gewohnten Platz am Fenster ein. Versonnen und zufrieden beobachtete sie bald die Landschaft unter ihr: Felder, Dörfer, Straßen, Wälder, Flussläufe und Seen, Städte, Industriegebiete. Nur wenige weiße Wolken standen am hochsommerlichen Himmel. Sie genoss das Leben und die Freiheiten, die sie jetzt, mit einundfünfzig, in ihren Parallel-Welten lebte. Eine davon im Verborgenen. Niemand ahnte etwas davon. Sie fühlte sich rundum wohl und angekommen im Leben wie nie zuvor. Der Weg bis dahin war holprig genug gewesen.

## Zwickmühle

Auch jetzt, vor ihrem Spiegelbild in der Schaufensterscheibe, wurde Frau Ackermann von den Gedanken erfasst, die sie seit bald einem Jahr trieben: Ja, es war ihr Geld, ihr Vermögen, es waren ihre Firmen, Beteiligungen und Spekulationen. Ständig sollte sie alles im Blick behalten und über Vorlagen von Dr. Nassauer entscheiden. Jeder Kapitalausschüttung folgte neuerlicher Entscheidungsdruck über Anlagen – kurzfristig, auch um für Kapitalerhöhungen liquide zu sein – mittelfristig, als Finanzinvestments – und langfristig, für die strategische Ausrichtung. Das alles war abgestimmt in einer vernetzten Strategie, die weit in die Zukunft reichte – und über ihr Ende hinausging – für die irgendwann fälligen Erbschaftssteuern. Welch ein Zynismus. Auf all das hatte sie keine Lust mehr. Ihr war klar, in einer Zwickmühle zu stecken.

Sie ermahnte sich abermals zur Ruhe – und dachte an ihren Beschluss, die ausgetretenen Pfade zu verlassen. Das ging aber nur mit Hilfe von Dr. Nassauer. Sie war abhängig von ihm. Das wusste sie nur zu gut. Ein Vergleich ging ihr durch den Kopf: Sich ihm zu widersetzen, wäre genauso sinnlos, wie der Versuch, den

Schließmechanismus der Pforte, durch die sie eben auf die Straße getreten war, daran zu hindern, das Türblatt nicht lautlos ins Schloss zu legen. Beide, Dr. Nassauer und die Pforte, erfüllten ihren Auftrag tagein tagaus zuverlässig, stur, geräuschlos, loyal und erfolgreich. Und beide meinten es ja gut mit ihr.

Plötzlich bemerkte sie, wie das Kleid auf der Schaufensterpuppe ihr Spiegelbild in der Glasscheibe überlagerte. Seit Werners Tod hatte sie sich nur noch das Nötigste gekauft. Ersatzbeschaffungen. Kleidung als Funktion – gegen Kälte und für den Sport. Aber nichts Modisches, nichts Schickes – nichts zum Ausgehen. All die Jahre hatte sie keine Lust verspürt, sich etwas Neues zu kaufen, sich etwas Gutes zu tun. Zu ihrer Überraschung gefiel ihr das Kleid – gefiel sie sich in der Spiegelung in dem Kleid. Es schien ihr wie angegossen zu sitzen. Vielleicht zu figurbetont für ihre Mitte fünfzig? Bei der Feststellung, noch immer über eine Taille zu verfügen, bemerkte sie ein Schmunzeln in ihrem Gesicht. In einer Passage gegenüber wusste sie ein Café. Dort würde sie einen Espresso trinken und die Zeit überbrücken, bis das Geschäft öffnen würde. Ihr schwante, das Kleid anprobieren zu sollen – und vielleicht dem Wink des Schicksals folgen zu wollen.

Während sie den Espresso trank, dachte sie an das Missverständnis mit Dr. Nassauer. Sie hatte gehofft, bei

ihm auf Erfahrungen hinsichtlich ihres Ansinnens zu stoßen. Schließlich stimmte er sich regelmäßig mit anderen Family Offices ab. Da müsste es doch etwas zu lernen geben?, hatte sie gedacht – gehofft. Sie hatte den Einstieg aber verpatzt – und Dr. Nassauer war jetzt sicherlich verärgert – zumindest verstimmt. Das musste sie schnellstmöglich geraderücken. Sie würde ihn gleich, wenn sie von der Investorenkonferenz in Zürich zurückkäme, zu sich nach Hause bitten, um mit ihm in informeller Atmosphäre, ihre neuen Gedanken zu erörtern. Die haltlose Vermehrung ihres Vermögens war jedenfalls verächtlich – und musste ein Ende haben.

Kaum war die Türe offen, betrat sie als erste Kundin das Geschäft und probierte das Kleid an. Es saß perfekt. Mit dem Kleid in einer Tüte verließ sie den Laden und verspürte zu ihrer Überraschung kein schlechtes Gewissen. Warum hatte sie das gemacht, spontan und ohne Anlass entschieden, das Teil zu kaufen? Fast hat sie sich bedrängt gefühlt, es zu erstehen. Sie schüttelte den Kopf. Seit einiger Zeit schien sich so vieles in ihr zu verändern. Sie merkte, ihre Sicht der Dinge neu justieren zu wollen und spürte ein Bedürfnis nach Abstand zu Althergebrachtem. Wie würden sie aussehen, ihre neuen Perspektiven?

## **Begegnung mit Folgen**

Elena	31
Kräftezehrend	40
Lapidarer Vorfall	43
Erstrecht	49
Abstrakt und vage	52
Brainstorming an der Ostsee	55
Das Los	58
Überrumpelt	63
Cà del Bosco Brut	66
Amour fou	72
Ein Hauch von einem Nichts	79
Neue Welt	88
Eherne, eiserne Regel	92



## Elena

Als Frau Ackermann mit der Tüte, in der das neue Kleid lag, nachhause kam, musste sie wie immer zu allererst den betagten Dobermann-Mischling Whiskey begrüßen, der auf sie zu getrottet kam. Der Hund war ihr einziger Schutz – gewesen – früher. Früher hätte der Hund sie im Ernstfall verteidigt. Aber jetzt: Er würde knurren, vielleicht einen verzagten Biss wagen. Aber aggressive Verteidigungsattacken würde er nicht mehr schaffen. Vorsichtshalber sperrte sie Whisky dennoch immer in ihre Privaträume im ersten Stock, wenn Besuch oder Handwerker ins Haus kamen. Sie sah dem Tier in die vom Alter gezeichneten Augen und streichelte ihm über den Kopf. Dr. Nassauer, und auch die Berater der Polizei, und der Innen- und der Wirtschaftsminister, ließen keine Gelegenheit verstreichen, ihr Personenschutz anzuraten – am liebsten rund um die Uhr. Das haben Werner und sie immer abgelehnt. Seit die Kinder aus dem Haus und sie sich durch ihr verändertes Äußeres der öffentlichen Wahrnehmung entzogen hatte, verspürte sie noch weniger Druck, dem Rat nachzugeben. Beschützt zu werden, bedeutete vor allem eins: überwacht zu sein – eine ihr unerträgliche

Vorstellung. Sollte ihr irgendjemand ernstlich etwas antun wollen, so gab es ohnehin keinen Schutz. Das war auch immer Werners Auffassung gewesen. Und sie wollte nicht, dass sich andere für ihre Sicherheit in Gefahr brachten.

Frau Schuster, ihre Haushälterin, kam ihr entgegen und begrüßte sie.

„Frau Kühlmann hat angerufen. Sie möchten sie bitte zurückrufen. Es scheint ihr nicht gut zu gehen“, schob Frau Schuster etwas verlegen nach.

Frau Ackermann war überrascht. Zuletzt war Elena doch geradezu euphorisch gewesen, hatte sie sich doch – endlich – wie Elena betont hatte, von ihrem Lebenspartner Ludwig getrennt. Das schien wie eine Wohltat, wie ein Jungbrunnen auf Elena gewirkt – ja, sie geradezu beglückt zu haben. Was stimmte nicht bei ihrer Freundin? Elena war fünfzehn Jahre älter als sie. Der Altersunterschied hat aber nie eine Rolle zwischen ihnen beiden gespielt. Elena war vor vielen Jahren als noch junge Witwe mit ihren damals heranwachsenden Kindern in die Nachbarschaft gezogen. Bald darauf hatten sie sich angefreundet. Und kaum war Elena hergezogen, hatte sie auch schon einen Freund: Ludwig, jetzt ihr Ex-Freund. Ludwig wohnte damals mit seiner Frau und den gemeinsamen Kindern ein paar Straßen weiter. Ludwigs Ehe, hieß es seinerzeit, sei aber schon seit

langem erkaltet gewesen. Aber niemand hatte je, auch nicht wegen der Liaison zwischen Elena und Ludwig, eine Scheidung für nötig erachtet. Elena jedenfalls, war es immer egal gewesen, dass Ludwig auf dem Papier weiterhin verheiratet geblieben war. Zwanzig Jahre war Ludwig Elenas offizieller Partner gewesen – bei Elena zuhause, auf Reisen und in Gesellschaft. Doch vor einem halben Jahr hatte Elena angefangen, sich zu beklagen:

„Ludwig ist so schwerfällig geworden, uninspirierend. Ja, er langweilt mich geradezu“, hatte Elena ihr anvertraut – und sich kurze Zeit später von Ludwig getrennt. Ludwig wohnte seither wieder die paar Straßen weiter, in dem Haus, in dem er schon vor der Beziehung mit Elena gewohnt hatte, und wo auch weiterhin seine Frau wohnte und all die Jahre wohnen geblieben war.

Frau Ackermann überlegte und entschied, gleich zu Elena rüberzugehen, statt sie anzurufen. Sie nahm Whisky auf eine Gassi-Runde mit. Elena öffnete ihr mit dem Summer das Gartentor und deutete ihr vom Fenster aus an, ums Haus herum und gleich in den Garten zu kommen.

„Du hast angerufen. Wie geht es Dir?“, begrüßte Frau Ackermann ihre Freundin Elena.

„Hallo Monika. Danke, dass du vorbeikommst.“

Monika sah sie an, sah, dass Elena angespannt war. Am Gartentisch setzten sie sich einander gegenüber – und schon flossen die Tränen.

„Die ersten Monate ohne Ludwig waren herrlich. Ich bin umhergefahren, habe die Kinder abgeklappert, und mich um die Enkel gekümmert. Aber am Ende eines jeden Besuchs kam es mir immer vor, als seien alle erleichtert, dass ich wieder abreise.“

Monika konnte sich gut vorstellen, dass es für Elenas erwachsene Kinder nicht einfach war, ihre resolute Mutter mit ihrem oft übergriffigen Kommandoton zu ertragen – einschließlich Elenas Lieblingsanweisung, die Monika nur zu genau im Ohr hatte: „Never walk with empty hands.“

„Und dann“, fuhr Elena auch schon fort, „bekam ich eine zweite Abfuhr – als ich allen Kindern vorgeschlagen habe, sie zu gemeinsamen Ferien einzuladen – für zwei Wochen, in ein großes Haus in der Toskana, mit Pool, und allem Drum und Dran. Unisono haben sie alle erklärt, für die Ferien für dieses Jahr schon verplant zu sein. Niemand hat wenigstens angemerkt, dass die Einladung eine tolle Idee für die Zukunft wäre.“ Und dann schob Elena kleinlaut und enttäuscht nach: „Und keines meiner Kinder hat mich gefragt, ob ich mit ihnen mitkommen wollte – in ihren Urlaub.“

„Das tut mir leid, Elena, wirklich.“ Monika schwieg einen Augenblick. „Aber denk mal an die Zeit zurück, als wir im Alter Deiner Kinder waren. Hätten wir Lust gehabt mit unseren Männern und Kindern, zusammen mit unseren Geschwistern und deren Partnern und Kindern, und als Krönung, mit unseren Eltern Urlaub zu machen? Ich ganz bestimmt nicht. Ich weiß nicht, wie das bei Dir gewesen wäre. Ein Urlaub mit Werner, den Kindern und mir, zusammen mit meinen Eltern, später nur noch mit meinem Vater, hätte Mord und Totschlag bedeutet.“

Elena schniefte und wischte sich die Tränen ab.

„Ich weiß. Du hast ja Recht. Und ich verstehe die Kinder auch. Ich dachte nur einfach, die Zeiten hätten sich geändert. Haben sie aber nicht.“

Augenblicklich flossen bei Elena neue Tränen – und rollten über das faltige Gesicht.

„Jetzt sitze ich hier, in dem großen Haus, das nur noch zu Weihnachten mit Familienleben erfüllt wird – und weiß nicht weiter. Auch wenn Ludwig mir zuletzt auf die Nerven gegangen ist, so vermisse ich ihn doch. Und weißt Du was ich noch vermisse: Sex mit ihm. Entschuldige, wenn ich das so sage, ausgerechnet Dir, wo Werner schon so lange tot ist, und ich nicht weiß, wie Du damit umgehst. Jedenfalls habe ich seither noch nie einen Mann – einen Mann für Dich – in Deiner Nähe

gesehen. Ja, ich bin deutlich älter als Du, na und. Ludwig und ich hatten es immer schön zusammen. Auch in unserem Alter haben wir doch auch noch unsere Gefühle, und Sehnsüchte, und Phantasien. Wir haben Hände und Fingerspitzen, eine Zunge und unsere sensiblen Punkte. Und Lippen – wir Frauen haben sogar das Glück, zwei Lippenpaare zu haben“, kicherte sie in ihre Tränen hinein – und rieb nervös ihre Hände.

„All das vermisse ich so sehr – und Ludwig. Ich habe mich überschätzt, war nicht fair zu ihm – und auch nicht zu mir.“

Elena unterbrach ihren Redefluss und sah von ihren Händen zu Monika auf.

„Bitte. Monika. Sieh mich jetzt nicht so entsetzt an – so vorwurfsvoll. Was ist aus der Revolution von 1968 geworden. Wir sind auf die Straße gegangen, haben gegen den Paragraphen 218 demonstriert, die Pille war unsere Rettung. Deine Generation hat davon schon bald wie selbstverständlich profitiert, ist ungeniert ganz oben auf dem breiten Strom der Befreiung, den wir entfesselt hatten, dahingesurft. Wo ist das alles hin – die wilden Zeiten, die Freiheit? Jetzt sitze ich hier und vertrockne. Nein, das akzeptiere ich nicht! Und wenn Du nicht aufpasst, verschrumpelst Du zu Dörrobst. Werner würde das sicher nicht gefallen.“

Monika schwieg. Dabei war ihr eigentlich danach, herzlich zu lachen. Zugleich war sie hingerissen von Elenas Offenheit, die Bewunderung und Respekt verdiente. Wie könnte sie ihr helfen? Sie lehnte sich im Gartenstuhl zurück, strich sich eine Strähne hinters Ohr und überlegte.

„Morgen muss ich nach Zürich, auf eine Konferenz. Das wird sicher furchtbar langweilig und grässlich anstrengend. Komm doch mit. Am Vorabend sind alle Teilnehmer zu einem Empfang ins Kunsthaus eingeladen. Dort könnten wir uns ein bisschen Kunst antun und amüsieren. Anderntags würde ich es auf der Konferenz kurzhalten, so dass wir bummeln oder einen Ausflug in die Berge unternehmen könnten.“

Elena ließ den Vorschlag scheinbar sacken. Das überraschte Monika. Normaler Weise reagiert Elena immer sofort – und war entscheidungsfreudig. Sie hatte schließlich keinerlei Verpflichtungen. Was stimmte nicht?, sann Monika abermals – so wie sie es auch schon getan hatte, als Frau Schuster gewöhnt hatte, Elena ginge es nicht gut. Sie sah zu ihrer Freundin über den Tisch herüber und war gespannt – wartete ab, was kommen würde.

Elena schielte zu ihr herüber – und ihr Grinsen war nicht zu übersehen.

„Ludwig und ich entschwinden morgen für zwei Wochen nach Afrika, auf eine Safari“.

Also doch – war doch klar, dachte Monika, und konnte sich auch ihrerseits ein Schmunzeln nicht verkneifen. Sie kannte ihre Freundin einfach zu gut, um nicht zu ahnen, dass Elena noch etwas in der Hinterhand hatte.

„Und da heulst Du mir was vor. Was willst Du noch mehr?“, schallte Monika ihr über den Tisch zu.

„Ich weiß. Du hast ja Recht. Ich bin einfach vollkommen erschöpft – und unsicher. Erst musste ich all meinen Mut aufbringen, um Ludwig anzurufen. Ihn zu überzeugen, es nochmals zusammen zu probieren war dann nicht schwer. Dennoch: Es bleiben viele Fragen offen. Ob das alles gut geht? Und was werden die Kinder dazu sagen? Was sagst Du dazu?“

„Es ist doch vollkommen egal, wer was sagt. Probiert es aus, auf Eurer Reise. Ich finde das eine gute Idee. Ihr braucht ja niemanden einzuweihen – zumindest vorerst nicht. Von mir erfährt jedenfalls niemand etwas.“

Elena schnäuzte sich vernehmlich, stand auf, ging ins Haus und kam mit einer Flasche Champagner in einem Kühler, und zwei Gläsern, zurück.

„Darauf müssen wir anstoßen. Ich bin so froh, Dich als Freundin zu haben. Vielen Dank für Deinen spontanen Vorschlag, Dich in die Schweiz zu begleiten. Lass

uns das nachholen. Und noch was: Sieh doch zu, dass Du auch mal einen Mann zum Reisen findest. Ich weiß, Du magst solche Ansagen nicht. Ist aber doch wahr. Wir sind zu jung, um unbemannt zu sein“.

Monika mochte solche Ansagen tatsächlich nicht – auch nicht von Elena. Sie war eben anders als ihre Freundin. Dennoch schmunzelte sie. Mit solchen Äußerungen versuchte Elena immer wieder, sich mit ihr auf eine Altersstufe herunterzuschrauben. Sie fragte sich dann jedes Mal, ob Elena sich durch diese Redensarten auch tatsächlich jünger fühlte?

„Ich will sehen, was sich machen lässt“, antwortete sie Elena und wusste genau, was Elena jetzt dachte: Monika hat seit Werners Tod keine Liebschaft, keine Zärtlichkeit mehr erfahren, ihr Körper war seit fünf Jahren nicht mehr Topographie der Lust gewesen, und hat seither keine Berührung eines Mannes mehr verspürt. Monika kannte Elenas Tiraden nur zu gut und wusste, dass sich ihre Freundin ein Leben ohne diese Reize nicht vorstellen konnte. Sie stieß mit Elena auf die bevorstehende Reise mit Ludwig an.

## Kräftezehrend

Mitte dreißig war Valerie gewesen, als sie festgestellt hatte, den ihr wichtigen Themen nicht die nötige Aufmerksamkeit schenken zu können. Mit dieser Erkenntnis hatte sie angefangen, die Kräfte zu beobachten, die an ihr zehrten. Im Berufsleben war alles im Lot. Hier kannten sie alle als strukturiert und durch ihre Lebhaftigkeit nicht zu übersehen. Sie verdiente mehr, als sie ausgeben konnte. Auch im Nachhinein, nachdem sie den Vorstandsposten ausgeschlagen hatte, bereute sie die Entscheidung nicht – wusste sie doch ohnehin, Dr. Helmuth E. Friedrich zu lenken. Kein ungestillter Ehrgeiz nagte an ihr und sie fand, es weit gebracht zu haben.

Ihr Liebesleben war dagegen ein kräfteraubendes Dauerthema gewesen. Bis dahin, bis fünfunddreißig, hatte sie noch mit keinem Mann zusammengewohnt. An Möglichkeiten hatte es nicht gemangelt. Aber bis auf eine Ausnahme hatte keine der Liebschaften sie von der Option des Zusammenlebens überzeugt. Henry wäre der Einzige gewesen, mit dem sie sich ein gemeinsames Leben hätte vorstellen können. Er war verheiratet und fast zwanzig Jahre älter. Zwei Mal war sie von ihm schwanger. Das erste Mal verlor sie das Kind – ein Abgang, wie der Arzt das genannt hatte. Sie hatte sich

ohne jede Bedenken auf das Kind gefreut, hätte es bekommen, es gewollt – auch wenn es nicht geplant war – und gegebenenfalls auch gegen Henrys Willen. Das zweite Mal ließ sie abtreiben. Henry hatte sich nicht durchringen können, sein bequemes Leben mit seiner Frau aufzugeben – und gegen ein bewegtes Leben mit ihr einzutauschen. Ihre Zwillingschwester Benita hatte sie immer vor der Beziehung mit Henry gewarnt. Sie hatte aber lange nicht von Henry lassen können. Irgendwann später war sie froh, ihn nicht an ihrer Seite zu haben. Der Altersunterschied wäre auf Dauer zu groß gewesen. Henry folgten weitere Beziehungen, die eines gemeinsam hatten: Sie waren bedeutungslos für sie. Sie verschliss die Affären regelrecht und ging davon aus, dass sich daran auch künftig nichts ändern würde. Es müssen ja nicht alle Paare Traumpaare sein – oder aus Trägheit oder Ängsten dauerhaft zusammenbleiben, fand sie.

Ihr Bekanntenkreis war es, stellte sie schließlich fest, der ihr mit Unwichtigkeiten zu viel ihrer Zeit stahl. Der Kreis war über die Jahre groß und irgendwann unübersichtlich geworden. Sie hatte all die Menschen zum Bestandteil ihres Lebens gemacht. Schließlich hatte sie außer Benita keine Familie. Sie analysierte die Individuen, von denen sie geglaubt hatte, sie seien ihr lieb und wichtig – und hatte festgestellt, dass viele der

Verbindungen zu Einbahnstraßen geworden waren. Ohne Aufhebens siebte sie aus.

Von da an glitt ihr Leben fast fünf Jahre lang in einem geordneten Dreiklang aus Beruf, wechselnden Liebschaften und einem engen Freundeskreis dahin – ohne nennenswerte Ereignisse. Gelegentlich fragte sie sich: Soll es das gewesen sein?

Ein halbes Jahr vor ihrem vierzigsten Geburtstag, fing es dann an: Nach und nach änderte sich alles – von Grund auf.

## Lapidarer Vorfall

Ein halbes Jahr noch, dann würde sie vierzig sein. Eine magische Zahl, wie sie fand. Oder war es ein Schicksalsdatum, ein Wendepunkt – so etwas, wie Halbzeitläuten?, grübelte sie. Gelegentlich philosophierte sie gemeinsam mit Benita darüber, was sie sich von der zweiten Lebenshälfte erwarten könnten – und wollten. Benita hatte sich in Puncto Beziehungen immer ähnlich schwergetan, wie sie selbst. Aber Benita hatte zumindest eine Ehe zustande gebracht – und irgendwann hinter sich, sann Valerie, während sie sich mit ihrer Schwester über das bevorstehende Ereignis, ihrer beider vierzigsten Geburtstag, austauschte. Benitas zwei Kinder waren beim Vater geblieben. Seither schien sich Benita durch gelegentlich etwas fragwürdige Liebschaften gehandelt zu haben. Valerie hatte sie vorsichtshalber nie nach Details gefragt.

Als sie sich eines Abends überlegten, was sie sich zum Geburtstag wünschen sollten – stand plötzlich der Vorschlag in Raum, sich gegenseitig einen passenden Mann zu schenken. Daraus entstand Minuten später die Idee, sich einen Mann zu teilen. Sie frotzelten: halber Mann ist halbes Leid – ist doppelte Freude. Wer von ihnen die Eingebung hatte, wusste Valerie später nicht mehr. Der Gedanke blieb ihnen aber beiden haften und

sie flachsten noch einige Male über den halben, den geteilten Mann – bis ein lapidarer Vorfall schwerwiegende Veränderungen auslöste und alles änderte – von Grund auf.

Gemeinsam mit Benita besuchte Valerie eine Vernissage in einer Galerie. Ihre Mäntel hängten sie am Eingang auf eine provisorische Kleiderstange. Weißwein wurde ihnen angeboten. Valerie fragte vorsichtig nach Rotwein. Den gebe es bei Vernissagen nie. Rotwein könnte irreparable Schäden an Bildern hinterlassen, wurde sie aufgeklärt. Sie nickte und nahm den Weißwein.

Die Galerie war voll. Überall standen Besucher, tranken Wein und unterhielten sich – offensichtlich meist nicht über die Bilder. Lautes Stimmengewirr erfüllte die Luft. Valerie versuchte, in den hinteren Raum zu kommen, in der Hoffnung, dort könnte es etwas entspannter sein. Benita war bereits auf Bekannte zugegangen und abgetaucht. Im zweiten Raum, der – das wusste Valerie – größer war als der erste, hingen immer auch die großformatigen Bilder. Das entsprach ohnehin ihr ihren Vorstellungen. Um eines der großen Bilder zur Gänze betrachten zu können, trat Valerie, ohne sich umzusehen, einige Schritte zurück – und stieß mit jemandem zusammen. Noch in der Drehung stammelte sie schon: „Oh. Entschuldigen Sie bitte. Das wollte ich nicht, das

tut mir Leid“, und verursachte im nächsten Augenblick das nächste Malheur. In ihrer Drehung schüttete sie Wein über eine Hose. „Entschuldigen Sie bitte nochmals. Heute bin ich anscheinend wirklich etwas ungeschickt.“ Sie sah von den Flecken auf, hoch, zu dem Mann, mit dem sie zusammengestoßen war. Der blieb ruhig stehen und schaute nicht nach den Flecken. Stattdessen bemerkte Valerie seine Hand, die er ihr entgegenhielt.

„Guten Abend. Janus, mein Name. Das macht nichts. Weißwein gibt keine Flecken, und das Bisschen trocknet gleich.“

Sie nahm die Hand, blickte weiter zu ihm hoch, in sein Gesicht – und blieb in seinen Augen hängen. Sie sah ein dunkles und doch strahlendes Blau. Solch blaue Augen hatte sie noch nie gesehen. Fjordblau taufte sie die Augenfarbe augenblicklich.

Was hat er gesagt? Sie versuchte, sich zu erinnern, sich zu konzentrieren. Sie musste ihm antworten – ihren Namen sagen.

„Valerie Weidenbach.“

Noch immer lag ihre Hand in der seinen. Sie nahm die Wärme und seine trockene Handfläche wahr – und hätte fast vergessen, seine Hand wieder loszulassen.

„Ihr Glas ist leer. Darf ich Ihnen ein neues bringen?“

„Ja.“ Sie stockte. „Gerne.“ Verwirrung. Eigentlich wäre es an ihr gewesen, mit einer vergleichbaren Geste, das Missgeschick gut zu machen. Aber Janus war schon verschwunden. Sie sah sich nach ihm um, erblicke aber stattdessen Benita, die auf sie zukam. Benita wollte etwas sagen, schloss den Mund aber wieder, denn ein Weinglas schwebte in Valeries Sichtfeld. Valerie nahm das Glas entgegen und richtete ein „Danke“ an Janus. Benita verfolgte die Szene stumm.

„Das ist meine Schwester Benita. Jetzt auch wieder Weidenbach.“ Warum hatte sie das erwähnt? Dass Benita nach der Scheidung ihren Geburtsnamen wieder angenommen hatte, ging diesen Janus doch gar nichts an. Valerie wunderte sich über ihre sinnlose Bemerkung.

„Benita. Das ist Janus. Ich habe ihm eben meinen Wein über die Hose geschüttet.“ Ob ihrer flapsigen Bemerkung war Valerie nach Lachen zumute – danach, los zu prusten. Sie beherrschte sich.

Benita ergriff Janus Hand, die er ihr entgegenhielt, und anstatt den Blick auf das Malheur, die Weinflecken zu richten, sah sie ihm in die Augen. Valerie beobachtete die Szene, und erkannte, dass es Benita erging, wie es ihr eben selbst ergangen war: Auch Benita blieb im Blau der Augen hängen. Valerie entschied, ihrer Schwester nichts vom Fjordblau zu erzählen.

Benita stammelte ein „Guten Abend – Janus“. Anders als Valerie, fand sie den Gesprächsfaden aber gleich wieder. „Bitte einfach Benita, ohne das Weidenbach. Gibt es zu Janus dennoch einen Nachnamen? Nur der Neugier halber.“

„Das ist doch alles Schall und Rauch. Aber dennoch gerne: Höllein. Janus Höllein.“

Doch nicht der Janus Höllein?, durchfuhr es Valerie. Der Komponist, vor allem von Filmmusik. Das deutsche oder vielleicht europäische Pendant zu Hans Zimmer und John Williams aus der Traumfabrik Hollywood. Jetzt erkannte sie ihn. Selten sah sie Bilder von ihm in der Presse – meist anlässlich von Preisverleihungen. Hat er schon einen Oscar? Grammys hat er bereits verliehen bekommen, war sie sich sicher. Was machte er in Hamburg – und hier in der Galerie. Oder lebte er in Hamburg? Sie hat sich nie mit seiner Vita beschäftigt. Erstaunlich, wie unauffällig er hier herumstand, sich unbehelligt, unbelästigt von neugierigen Blicken und von Bitten um Autogramme bewegte. Hoffentlich erschien ihm der Zusammenstoß und der verschüttete Wein nicht als billige Anmache?

Valerie beobachtete, wie Benita vor Janus stand. Dabei wurde ihr klar, dass ihre Schwester mit dem Namen Janus Höllein nichts anzufangen wusste. Als

Naturwissenschaftlerin und Fitnessfan blätterte Benita nur selten in Klatschmagazinen und las kaum Feuilletons.

Sie beschloss, Janus nicht auf seine Profession anzusprechen. Stattdessen sprachen sie über die Bilder – zu dritt – und waren sich einig, keines der ausgestellten Exponate haben zu müssen. Später gingen sie zu dritt zum Essen und tauschten Handynummern aus. Zum Abschied entschuldigte sich Valerie abermals für den verschütteten Wein. Janus winkte ab. Danach waren sie einige Male aus gewesen und an der Elbe spazieren gegangen – zu dritt.

## Erstrecht

Seit dem Vorfall, dem Zusammenstoß mit Janus in der Galerie, ging er ihr nicht mehr aus dem Kopf. Sie ertappte sich dabei, wie er ihr selbst in Besprechungen, in denen sie ansonsten konzentriert bei der Sache war und alles andere ausblendete, im Kopf umherspukte. Janus beanspruchte ihre ganze Gedankenwelt. Dr. Helmut H. Friedrich hatte sie sogar einmal mit einem sanften Stupser zurück in die Runde holen müssen und gefragt, ob alles in Ordnung sei.

Janus war so ganz anders, als die Männer, die sie bisher kennengelernt hatte – als ihre bisherigen Liebhaber – und auch als Henry. Janus war gelassen und unaufgeregt. Zugleich war er begeisterungsfähig. Er stieg auf Themen ein, konnte sich begeistern lassen – und entwarf im nächsten Moment selbst Pläne und malte Luftschlösser. Dabei schien bei Janus immer alles Hand und Fuß zu haben – bis er Bilder und Lebensentwürfe nonchalant wieder davonschweben ließ. Er konnte sie mit seinen Gedanken mitreißen – und oft hinreißen. Sie hörte ihm jedes Mal mit Begeisterung zu – und manchmal mit Bewunderung.

Irgendwann erwähnte er, ein Haus im Elbvorort Othmarschen erworben zu haben und es umbauen zu lassen, einschließlich eines Tonstudios. Sie brauchte keine

Fotos und Pläne, um sich das offensichtlich große Objekt vorstellen zu können und die angedachten Umbauten zu verstehen – so anschaulich waren seine Schilderungen. Wenn Janus sprach, hatte sie immer alles in Bildern vor sich. Lag sein Ideenreichtum an seinem Berufsumfeld, der Film- und Musikbranche, die ihn inspirierten, oder bewegte er sich in diesem Metier, weil er über so viel Kreativität verfügte?

Als Mann hat er vom ersten Moment an, eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf sie entfaltet. Jedes Mal, wenn sie zusammensaßen – mit Benita in der Runde – spürte sie ein Kribbeln in sich aufsteigen, das sich zu einem für sie fast hörbaren Knistern steigerte. Und jedes Mal spürte sie das zunehmende Verlangen – das Verlangen, Janus berühren, seine Haut spüren, seinen Geruch einsaugen zu wollen. Dabei, wenn sie ehrlich mit sich war – und sie war ehrlich mit sich – wollte sie mehr: alles. Alles mit ihm – und alles von ihm.

Benita hatte ihr am nächsten Tag, nachdem sie in der Galerie Janus den Wein über die Hose geschüttet hatte, gestanden, ihn äußerst gutaussehend, ja verdammt attraktiv und anziehend zu finden. Sie hatte ihr nichts darauf erwidert, fand aber, ein Erstrecht auf Janus zu haben. Schließlich hatte sie ihn doch vor Benita kennengelernt – wenn auch nur wenige Augenblicke. Sie hatte dann die Luft aus ihrer Anspannung gelassen.

Zur Not würde Janus ein Wörtchen mitzureden haben, hatte sie innerlich gespottet.

Noch nie hatten Benita und sie ein Faible für denselben Mann gehegt. Jetzt schon – mit Janus war das anders. Seit Benitas Offenbarung hatte sie sich genötigt gesehen, Andeutungen ihres Verlangens, Janus gegenüber zu unterlassen. Das war eigentlich nicht ihre Art. Sie begnügte sich mit seinem Anblick, und manchmal mit seinem Duft – wenn sie ihm kurz nahekam. Bei alledem ahnte sie nicht, ob Janus überhaupt ähnliche Empfindungen hegte.

Eines Abends gestand sie Benita ihre Vernarrtheit in Janus. Benita lachte nur.

„Das weiß ich schon seit dem Abend in der Galerie. Was hältst Du von einer *Ménage à trois*? Du, Janus und ich? Erinnere Dich an unsere Idee vom geteilten Mann.“

Meinte Benita das ernst? Valerie erkannte ihre Schwester nicht wieder. Sie hatten schon manchen Blödsinn zusammen ersonnen – und auch so manchen ausgeheckt und Vieles schwesterlich geteilt. Das Glatt-eis eines geteilten Manns hatten sie aber bisher nur theoretisch und im Spaß betreten. Aber warum eigentlich nicht? Valerie erkannte auch sich selbst nicht wieder. Aus einer Laune heraus, entwarf sie mit Benita das Portrait einer *Ménage à trois* – mit Janus als Dummy – als ihren Mustermann.

## Abstrakt und vage

Eins abends, sie saßen wieder einmal mit Janus zusammen, änderte Benita plötzlich das Thema und stieß eine Diskussion über Lebensformen zu dritt an. Das Thema war aus Benita förmlich herausgeplatzt. Valerie war überrascht, hatte sie mit ihrer Schwester doch gar nicht vereinbart, dass eine von ihnen beiden die Thematik anschneiden sollte. Sie ließ das Gespräch laufen und war gespannt, wohin die Plauderei führen würde. In seiner spielerischen Art, stieg Janus auf die Diskussion ein. Ideen flogen durch die Luft – abstrakt und rein theoretisch. Aber schnell merkte Valerie, dass Janus von einer Wohngemeinschaft, einer WG ausging – statt von einer Dreiecksbeziehung. Darauf verständigte sie sich mit Benita wortlos, das Hirngespinnst der *Ménage à trois* fallen zu lassen – zumindest für den Augenblick – und mit Janus. Aber ohne Janus ergab die Idee keinen Sinn. Ihr Plan war auf ihn zugeschnitten.

Gleichzeitig hob Valerie zögernd innerlich die Hand. Die *Ménage à trois* fing an, eine unberechenbare Größe zu werden. Das löste Unwohlsein in ihr aus. Sie begann zu zweifeln und fragte sich, ob sie sich tatsächlich vorstellen könnte, sich einen Mann zu teilen – gleichgültig

welchen, und egal mit wem? Und was Janus über Benita und sie dachte, oder für die eine oder die andere von ihnen empfand, wusste Benita nicht, und sie auch nicht. Benita und sie mussten das Thema der *Ménage à trois* aus der Welt schaffen, ahnte sie. Abwägungen in den Folgetagen darüber, ob sie die *Ménage à trois* verwerfen sollte, sie aber nicht weiter. Sie stieß auf keine überzeugenden Argumente, die gegen die Idee sprachen. Im Gegenteil: Mit dem Modell monogamer Liebschaften hatte sie bisher kein Glück gehabt. Und was hieß schon monogam? Es wurde doch überall hintergangen, gelogen, betrogen, fremdgegangen. Wäre die *Ménage à trois* vielleicht eine ehrliche Chance aus diesem Sumpf heraus, ein dritter Weg? Und mehr, als dass die Vision scheiterte, wie viele ihrer Beziehungen zuvor auch schon, konnte nicht passieren. Sie hatten nichts zu verlieren – Benita nicht, sie selbst auch nicht. Und Janus? Sie wusste es nicht. Ein Term der Gleichung der *Ménage à trois* war ihr aber weiter eine Unbekannte – und die konnte sie nur in der Praxis lösen: Wie würde Nähe mit Janus, nach der sie sich mehr sehnte, als je zuvor, sein? Sie war ahnungslos – ihr glühendes Verlangen nach Nähe mit ihm war weiter unerfüllt. Sollte sie das Thema mit Benita besprechen? Oder sollte das jede von ihnen für sich und alleine mit Janus ausmachen? In keinem Fall wollte sie sich Benita mit Janus ausmalen.

Hatte Benita vielleicht Bilder von ihr und Janus im Kopf? War Benita eventuell auf diesem Feld schon weiter mit Janus? Nein. Bestimmt nicht. Das hätte Benita ihr anvertraut – gestanden. Und dann dachte sie an ihn – an Janus: Was würde er über sie beide denken – wenn er von Benitas und ihrer wabernden Fantasie einer *Ménage à trois* mit ihm wüsste?

## Brainstorming an der Ostsee

Janus ließ nicht locker. Einige Wochen nach dem Gespräch über Lebensformen zu dritt, brachte er das jüngst von ihm erworbene Haus in Othmarschen ins Spiel. Er erklärte, die Idee, ein Tonstudio mit einzurichten, fallengelassen zu haben. Damit, so sein Angebot, wäre im Haus Platz für sie alle drei. Janus hatte die Ebene der Abstraktion verlassen – befand sich aber auf dem Holzweg, wie sie es Benita gegenüber, nach dem Janus gegangen war, nannte. Er ging ja unverändert von einer Wohngemeinschaft, statt von einer *Ménage à trois*, aus. Mit seinem überraschendem Vorstoß wurde ihr mulmig. Sie hatte geglaubt, auch wenn sie kein Gegenargument gegen eine *Ménage à trois* gefunden hatte, dass das Thema vom Tisch sei – zumindest für Benita und sie, da er ja von einer WG ausging. Dadurch, dass er jetzt das Haus ins Spiel gebracht hatte, brodelten die Aussichten einer wahrhaftigen *Ménage à trois* wieder in ihr hoch. Was tun? Später am Abend, nach dem Janus gegangen war, beratschlagte sie sich mit Benita. Ihr Verhältnis war immer offen gewesen. Sie haben sich stets vertraut und sich Geheimnisse ungeniert anvertraut. Als Teenager haben sie sich aus der Klemme

geholfen, wenn es darum ging, am Telefon eine Situation in die gewünschte Richtung zu biegen. Niemand, auch ihre Mutter hatte es nicht vermocht, ihre Stimmen zu unterscheiden. Vieles haben sie schwesterlich durchgestanden und geteilt. Wenn ihnen aber jemand prophezeit hätte, dass sie sich eines Tages den Mann teilen würden, hätte das jede von ihnen als abwegig abgetan. Jetzt hatten sich die Ereignisse aber verselbstständigt – und der anfänglich spielerische Charakter ihres Hirngespinnstes, sich Janus zu teilen, war in den erhitzten Fantasien dahingeschmolzen. Aber zugleich ahnten sie beide, dass die Idee der *Ménage à trois* mit Janus absurd war. Dennoch verfolgte die Vorstellung Valerie weiter. Sie gestand sich, dass ihr die Perspektive, zumal jetzt mit der Aussicht auf das Haus, verheißungsvoller erschien als je zuvor. Was sie antrieb, vermochte sie sich nicht zu erklären. Sie gestand Benita ihre Gedanken – und zusammen beschlossen sie, bei einem Wochenende an der Ostsee – bei Strandspaziergängen, bei Wellness und beim Essen – ihrer Fantasie freien Lauf zu lassen. Danach würden sie entscheiden, ob und wie es weitergehen würde. Janus weihten sie weiterhin mit keinem Wort ein.

Auf der Hinfahrt am Freitagnachmittag legten sie die Spielregeln für das Brainstorming fest. Sie entschieden, dass absolut jedes Thema erlaubt sein musste. Keine

Tabus sollten sie einschränken. Alle Flausen, Träume und Luftschlösser, ihre verstecktesten Sehnsüchte und Fantasien, und auch mögliche apokalyptische Vorstellungen, dürften und sollten auf den Tisch. Ihre Vertrautheit würde ihnen schon erlauben, alles ungeniert in die Waagschale zu werfen. Und schon während der Hinfahrt kam es, wie jede von ihnen es erwartet hatte: Die zentrale Frage war, wie sie sich den geteilten Mann im Bett teilen würden – „Sollte das Bett überhaupt der Ort zum Lieben sein“, feixte Valerie pubertär. Das andere große Thema war die Eifersucht. Wieder und wieder diskutierten sie die Herausforderung, Eifersucht keinen Raum einnehmen zu lassen. Am Ende des Aufenthalts stellten sie fest, dass ihr Plan zwar noch so manche Lücken habe – aber in jedem Fall ein solides Fundament. Aus der Fata Morgana war eine dreidimensionale Konstruktion geworden – herausfordernd, aufregend und begehrenswert. Auf der Rückfahrt nach Hamburg am Sonntagabend, entwarfen sie den Masterplan für den nächsten Schritt.

## Das Los

Das Los traf Benita. Sie sollte, während Valerie für zehn Tage auf einer Geschäftsreise in Asien unterwegs sein würde, das Fundament für die *Ménage à trois* mit Janus – statt einer WG mit ihm – legen. Benita verabredete sich mit ihm zum Abendessen in einem Lokal und lud ihn im Anschluss zu sich ein. Nie zuvor, war sie mit ihm alleine gewesen und er noch nie in ihrer Wohnung. Bisher hatten sie sich immer zu dritt getroffen – in Lokalen und auch schon einige Male bei Valerie zuhause und zweimal bei ihm. Es fühlte sich fremd für sie an, mit ihm in ihrer Wohnung zu sein. Vor allem fühlte es sich aber ungewohnt an, ihm alleine gegenüber zu sitzen und mit ihm alleine zu sprechen – statt aus den Augenwinkeln zu beobachten, wie ihre Schwester Janus ansah – anhimmelte – und den Gesprächen zwischen den beiden zuzuhören – oder Themen zu diskutieren, die nicht ihre waren. Alles war jetzt neu, alles war jetzt anders – war zum ersten Mal.

Benita hatte sich zum Ziel gesetzt, bis zu Valeries Rückkehr das Terrain für das Projekt einer *Ménage à trois* mit Janus geebnet zu haben. Sie würde sich aber Zeit lassen, wollte ihn nicht überrumpeln, überfahren.

Erst drei Tage nach dem Besuch im Restaurant, begann sie vorsichtig, Janus die wahren schwesterlichen Fantasien von einem Zusammenleben mit ihm – in einer *Ménage à trois* – statt in einer WG, zu eröffnen. In ihrem Schlafzimmer lag sie eng an ihn angeschmiegt da und entwarf nur allmählich, dafür aber in leuchtenden Farben, ein Bild ihrer Dreisamkeit. Leichtigkeit und glühende Leidenschaft, und auch strahlende Eleganz, erfüllten ihr Bildnis, das sie vor Janus schrittweise ausrollte. Dank der Tage mit ihrer Schwester Valerie an der Ostsee, war sie bestens eingestimmt auf die Mission.

Draußen hatte es angefangen, zu regnen. Janus lag auf dem Rücken, an das Kopfteil des Bettes gelehnt, schien den Regentropfen zuzusehen, wie sie an das bodentiefe Fenster sanft anklopfen und dann herabrollten – und ihr zuzuhören. Als er den Eindruck zu haben schien, sie sei am Ende ihrer Schilderung eines Lebensmodells zu Dritt – mit ihm – wandte er sich ihr zu. Sie beobachtete, wie er sie ansah und blickte in seine, auf ihr ruhenden Augen. Er hatte sie nicht ein einziges Mal unterbrochen. Auch jetzt sagte er nichts, lächelte nur, und schüttelte schließlich den Kopf.

Auf dem Nachttisch griff Janus nach ihren Zigaretten, nahm zwei aus der Schachtel, zündete beide an und steckte ihr eine zwischen die Lippen. Daraufhin lehnte

er sich zurück an das aufgestellte Kopfkissen. Beide schwiegen sie. Janus hatte sie noch nie Rauchen gesehen und raucht auch selbst sonst nicht. Aber die Zigarette danach, war ihr pure Genussverlängerung. Bei Janus schien es genauso zu sein, fragte aber nicht. Sie wartete ab, fand, dass es an ihm war, etwas zu sagen.

Nach einem neuerlichen Zug blies er den Rauch besonders lang aus.

„Lasst es uns versuchen.“

Sie jubelte vor Glück – und vor Erleichterung. Hätte Valerie ihr Versagen vorgeworfen, wenn Janus abgewunken hätte? Nein. Der Gedanke war unsinnig. Das wusste sie. Nur sie selbst hätte sich den Vorwurf gemacht – hätte Janus abgelehnt. Hat er aber nicht. Beinahe wäre sie ihm mit der glühenden Zigarette im Mund um den Hals gefallen.

„Und mehr hast Du nicht zu sagen?“

Sie hatte sich aufgesetzt, saß jetzt mit geraden Rücken neben ihm und sah zu ihm herunter. Er legte eine Hand auf ihre Hüfte, streichelte sie aber nicht. Er ließ die Hand einfach ruhig liegen. Sie spürte die Wärme, die ihr durch den Körper lief – hinauf in den Nacken und herab in die Zehen. Sie spürte ihre Nippel fest werden.

„Seit dem ersten Abend in der Galerie seid ihr beiden mir nicht mehr aus dem Kopf gegangen. Seither frage

ich mich, ob ich für Dich oder für Valerie eine höhere Empfindung verspüre. So unterschiedlich ihr in Eurem Äußeren und in Euren Temperamenten und Wesen seid, so bewundernswert und begehrenswert finde ich jede von Euch beiden. Ich habe die Frage aber nie tiefer ausgelotet – aus Sorge, unsere Dreierfreundschaft würde an einer Beziehung zwischen mir und einer von Euch beiden zerbrechen. Und aus der Gewissheit, Eure enge schwesterliche Bindung würde durch eine Beziehung von einer von Euch beiden mit mir, zerschellen.“

Sie hatte ihm aufmerksam zugehört und sah ihn jetzt an – in seine tiefblauen Augen. Sein Geständnis überraschte sie – mehr als nur sehr. Sie konnte sich nicht daran erinnern, bei ihm je auch nur das geringste Anzeichen dafür wahrgenommen zu haben, dass er Valerie oder sie anziehend fände. Nicht einmal ein Augenzwinkern hatte er Valerie oder ihr – oder sich selbst – je gegönnt. Wie verwegen es gewesen war, ihm ihr schwesterliches Begehren einer *Ménage à trois* mit ihm vorzuschlagen, wurde ihr bei dieser Erkenntnis erst richtig bewusst.

„Aber so. Zu dritt – wir drei – nicht in einer WG, sondern in einer *Ménage à trois*. Das könnte passen. Lasst es uns versuchen“, wiederholte er seine Zustimmung.

Benita verharrte bewegungslos, konzentriert darauf, ihm weiter in die Augen zu blicken. Schließlich legte sie

sich wieder hin, zu ihm und schmiegte sich eng an ihn an. Sie spürte seine Arme um sie und blieb bewegungslos liegen. Die Anspannung der letzten Tage fiel von ihr ab – und tiefe Erschöpfung breitete sich in ihr aus.

In den nachfolgenden Tagen, Valerie war weiterhin verreist, entwarfen sie Lebensentwürfe und skizzierten das Zusammenleben zu dritt. Sie stolperten über mögliche Skurrilitäten der Konstellation – und stießen auf eventuelle Prüderien und Frivolitäten, die hoffentlich alle gleichermaßen amüsieren würden. Und sie fragten sich, ob es Gewohnheiten bei ihnen geben könnte, die von den anderen als peinlich oder abgründig empfunden werden würden? Gelegentlich vernarrten sie sich in Details ihrer Überlegungen – um im nächsten Augenblick die Irrationalität des Vorhabens zu erkennen. Dann wollten sie jedes Mal alles sofort hinschmeißen. Die Skizzen und Bedenken, die sie aufwarfen, erinnerten Benita an die Luftschlösser und Zweifel, die sie und Valerie während der Tage an der Ostsee durchlebt hatten. Für den Umbau des Hauses in Othmarschen ersannen sie erste Entwürfe.

## Überrumpelt

Kaum war Valerie zurück in Hamburg, überraschten Benita und Janus sie ungeduldig mit ihren Vorschlägen zur *Ménage à trois*. Valerie fühlte sich aber mehr überrumpelt, denn überrascht. Hatte das alles so schnell gehen müssen – und noch dazu so konkret sein müssen? Andererseits: Ausdrücklich hatte sie es Benita überlassen, Janus ihre wahren Absichten offenzulegen – kein Detail offen und keine Frage unbeantwortet zu lassen. Wie hätte das anders gehen können, als konkret? Sie entspannte sich. An Details ihrer Dreisamkeit würden sie ja noch zu dritt feilen. Zudem würden sich im Alltag der *Ménage à trois* ohnehin überraschend Situationen ergeben und auch Geheimnisse eröffnen, die im Vornhinein niemand auf dem Plan haben konnte. Es würde aufregend sein, verborgenen Sehnsüchten ans Tages- oder Kerzenlicht zu verhelfen. Valerie erkannte sich in ihrer Abenteuerlust wieder einmal kaum selbst wieder. Für keinen ihrer Gedanken und keine Fantasie empfand sie Scham. Sie wusste: Ihr Leben war die letzten Jahre zu ereignislos dahingeplätschert, als dass sie irgendetwas von dem, was vielleicht auf sie wartete, auslassen wollte.

Ihren verlockenden Gedanken folgte aber auf einmal Ernüchterung – und sie spürte Distanz. Seit Benita Janus reinen Wein über die *Ménage à trois* eingeschenkt hatte, schien sich ein unaufhaltsamer Automatismus in Bewegung gesetzt zu haben, der ihr immer schneller zu werden schien. Erneut fragte sie sich, wo der Raum war, um mit Feingefühl, Weichen zu stellen? Sollten sie alles abbrechen, solange das noch ging – alles noch mit einem Augenzwinkern und ohne Schaden beendet werden konnte – und bevor sie sich womöglich lächerlich machten? Nein. Sie wollte es wissen. Sie hatte schon zu viel in ihrem Leben ausprobiert, erlebt und verworfen, um dem Abenteuer einer *Ménage à trois* aus dem Weg zu gehen. Ihre Neugier hatte gesiegt.

Und dann ließ sie den wahren Grund ihrer Distanz – ihres Zögerns zu. Sie wusste, welcher Puzzlestein ihr fehlte, um die letzten Zweifel auszuräumen. Seit Janus das erste Mal in der Galerie vor ihr gestanden hatte, er ihre Hand gehalten und sie in seine dunkelblauen, die Fjordblauen Augen geblickt hatte, löste jeder Gedanke an ihn eine elektrisierende Spannung in ihr aus. Dann spürte sie das Kribbeln auf der Haut und vernahm ein innerliches Knistern. Jedes Mal konnte sie sich dann vieles vorstellen – mit ihm – alles.

Aber alles, was sie sich mit ihm vorstellen konnte, wollte sie sich jetzt nicht mehr nur vorstellen, sondern

wollte es erfahren, erleben, ausleben. Sie wollte Nähe mit ihm. Endlich. Noch nie war sie mit Janus alleine gewesen. Sie wollte hinein in die Realität, die Benita mit ihm zwischenzeitlich kannte. Sie lud Janus zu sich ein, um auch für sich selbst den Startschuss zur *Amour fou* zugeben.

## **Cà del Bosco Brut**

Als sie die Wohnungstür öffnete, stand Janus mit seinen dunkelblonden, gewellten und leicht zerzausten Haaren vor ihr. Seine Augen sandten ihr Bündel blauen Lichts. Sie nahm den frischen Duft, der ihn umgab wahr. Seine Größe überraschte sie auch heute wieder. Und sofort spürte sie, wie ihre Erregung einsetzte – wie jedes Mal, wenn sie in seine Nähe kam. Ihr Inneres zog sich auch jetzt zusammen. Mit einem Lächeln und einem „Guten Abend“ überreichte er ihr eine Flasche Ca’ del Bosco Franciacorta Cuvée Prestige Brut. Die Flasche war von orangenem Cellophan umhüllt. Mit einem farblich passenden Seidenband war eine dunkelorange-farbene Rose an die Flasche gebunden. Eine wahrlich elegante, eine noble Wahl für ein Rendezvous. Dabei hoffte sie auf mehr. Ihr Sinn stand nach einem Stelldichein – ein Wort, dessen Zweideutigkeit sich ihr in diesem Augenblick versinnbildlichte. Sie spürte, wie ihre aufgeheizte Fantasie ein Lächeln auf ihr Gesicht zauberte. Sie bat ihn herein. Als sie die Flasche in Händen hielt, stellte sie fest, dass Janus auch heute wieder gute Manieren an den Tag legte. Die Flasche war nicht gekühlt. Er erwartete von ihr also nicht, den Spumante, weil

schon gekühlt, jetzt mit ihm zu teilen. Sie legte die Flasche in den Kühlschrank – in der Absicht, mit deren Inhalt später mit ihm anzustoßen.

Sie führte ihn ins Wohnzimmer und bat ihn, auf dem Sofa Platz zu nehmen. Er blieb stehen. Abermals forderte sie ihn auf, sich zu setzen. Er setzte sich erst, als sie sich ihm gegenüber in einem Sessel niederließ. Sie sah ihn an – beobachtete, wie er sah, wie sie ihn beobachtete. Beide lachten sie. Sie kam sich vor, als betrachtete sie ein Portrait, modernes Portrait – Mann in Hemd und Jeans – Janus mit rosa Hemd und einer Lewis 501 – dunkelblau wie seine Augen, mit Knöpfen statt eines Reisverschlusses. Beides, sein Hemd und die Hose, saß wie angegossen. Dazu dunkelblaue Wildlederslipper, mit farblich passenden Socken. Sie tippte auf Seide. Mit seinem Outfit bewies er Stil, fand sie – und fand, mit ihrem knöchellangen schwarzen Kleid, zu ihm zu passen. Auf Schuhe hatte sie verzichtet. Sie tranken Gin und Tonics, mit Gurkenscheiben. Ihre dunklen langen Haare trug sie jetzt hochgesteckt. Eine lange Perlenkette pendelte bei jeder ihrer Bewegungen im Ausschnitt des Kleides. Sie spürte den Schmuck in ihrem Dekolleté. Wie er es wohl finden würde zu wissen, dass sie außer dem Kleid und der Kette nichts anhatte? Sie war gespannt, wie der Abend verlaufen würde.

Sie hatte sich vorgenommen, mit Janus in jede Facette des bevorstehenden Zusammenlebens in der *Ménage à trois* einzutauchen. Sie wollte ihm klarmachen, kein gemachtes Nest mit Rundum-Sorglos-Packet zu beziehen. Nach ein paar Sätzen über die Wohnung erhob sie sich und forderte ihn auf, mitsamt seinem Glas in die Küche mitzukommen, um gemeinsam das Abendessen zu bereiten. Sie wollte wissen, wie er sich dabei anstellen würde.

„Ich hoffe, Du fasst das nicht als Eignungstest auf?“ Sie lachte ihn an. „Aber egal was du glaubst. Da musst Du jetzt durch“, schmunzelte sie innerlich. Mit ihrem Menüvorschlag war er nicht nur einverstanden, sondern begeistert darüber: als Hauptgang Thunfisch-Tagliata – außen kurz und scharf angebraten, innen roh. Dazu Rucola-Salat mit Tomaten und gehobelten Parmesan. Sie sah dabei zu, wie seine eine Hand das große Messer führte, während die schlanken Finger der anderen das Thunfischstück hielten. Gekonnt schnitt er die Scheiben.

Er sagte etwas, aber sie hörte nicht was. Dafür spürte sie sie jetzt wieder, die Aura – seine Aura – nach der sie sich sehnte, seit sie ihm das erste Mal gegenübergestand hatte. Auch da hatte er etwas gesagt und sie hatte es nicht wahrgenommen. Wie damals auch, war sie ob seiner Präsenz auch jetzt wieder entrückt – spürte nur das

Timbre seiner tiefen Stimme. Abermals zog sich in ihr alles zusammen. Sie kehrte aus dem kurzen Tagtraum zurück, entschuldigte sich, nicht bei der Sache zu sein und bat ihn, den Satz zu wiederholen. Aber statt ihm jetzt zuzuhören, führte sie einen stummen Monolog. Sie bekräftigte sich in der Richtigkeit des vor ihr liegenden Lebens – zu dritt – für das sie sich drei Dinge wünschte: Offenheit, Ehrlichkeit und Raum für jeden von ihnen. Sie schwor sich, alles für diese Dreifaltigkeit zu tun – für sie drei und für ihre drei Wünsche. Zu viele gescheiterte Beziehungen langen hinter ihr. Den leisen Zweifel, dass ausgerechnet eine *Ménage à trois* ihr die Lösung bringen würde, verwarf sie.

Während des Essens und später, als sie wieder im Wohnzimmer saßen, erzählten sie sich heitere und auch so manch pikante Anekdoten. Sie lachten viel. Benita war nicht ein einziges Mal Bestandteil ihrer Gespräche, worüber Valerie erleichtert war. Sie fühlte sich in ihrer Einschätzung von Janus Integrität bestätigt. Auch die *Ménage à trois* sprach keiner von ihnen an. Sie gehörten nur sich – und der Abend ihnen.

Über den Raum hatte sie viele Kerzen verteilt, die jetzt, da es draußen dunkel war, den Raum in goldenes Licht tauchten. Sie spürte die Verbundenheit mit Janus und genoss das Gefühl. Und noch etwas verspürte sie: immer größere Wellen seiner Anziehungskraft – die

immer näher heranrollten, in immer kürzeren Abständen – und sich in ihr entluden. Es war ihre Abendeinladung, ihre Inszenierung, sie bestimmte den Takt. Jetzt wollte sie die Wellen spüren, über sich rollen lassen. Sie erhob sich und ging auf ihn zu. Sie nahm seine Hand, die er ihr entgegenhielt und setzte sich dicht zu ihm. Sie spürte seinen Arm über ihrer Schulter und lehnte ihren Kopf an die seine.

„Was muss ich tun, um von Dir geküsst zu werden?“

Janus löste seine Umarmung. Sie glitt mit dem Rücken herab und legte den Kopf in seinen Schoss. Sie sah hoch zu ihm, sah ihn an. Er beugte sich zu ihr – und küsste sie. Endlich. Und lange. Ihre Zungen spielten sanft miteinander, strichen über die Lippen des anderen. Dann beugte sie ihren Kopf nach hinten und war froh, dass er verstand, was sie wollte: Sie bebte bei seinen Küssen auf den Hals. Keiner von ihnen konnte später sagen, wie es passiert war. Plötzlich war seine Hand in ihrem Kleid und sie dabei, sein Hemd aufzuknöpfen.

Den Ca´del Bosco, der irgendwann in einem Kühler mit Eiswasser neben dem Bett stand, genossen sie gemeinsam.

Es dämmerte bereits, als sie merkte, dass Janus ins Bad gegangen war. Als er zurückkam, sah sie ihm beim Ankleiden zu.

„Ich muss zum Flughafen. Mein Gepäck liegt im Auto. Wir sehen uns Freitag“.

Sie stand auf, ging zu ihm und fuhr ihm durch die noch leicht nassen Haare.

„Ja.“

An der Wohnungstür verbarg sie ihren nackten Körper hinter der Tür und sah ihm nach – wie er federnd die Treppe hinunterlief.

## **Amour fou**

Die Erwartungen an das, was auf sie zukommen würde, waren bei allen dreien hoch. Die Aussichten schienen aufregend, geradezu unwiderstehlich und be rauschend. Keiner hegte mehr den geringsten Zweifel am Gelingen des Vorhabens. Gemeinsam machten sie sich an die Umbaupläne des Hauses in Othmarschen. Das Erdgeschoss planten sie als offene Abfolge von Eingangsbereich mit Garderobe und Gäste-WC, ohne Urinal – darauf hatte Valerie bestanden, Küche, Esszimmer, Wohn- und Kaminzimmer. Einen Bereich planten sie mit einer kleinen Empore, als Bühne für Hauskonzerte. Den ersten Stock würden sich Benita und Valerie teilen – mit jeweils einer Art eigener Wohnung, nur ohne Küchen.

Valerie richtete sich ein, wie sie es titulierte, Boudoir ein – eine offene Verbindung aus Salon und Schlafzimmer. Die Rückwand ihres Bettes gestaltete sie als Halb-Oval. Das dahinterliegende Badezimmer richtete sie mit einer Dampfsauna und einer Wanne für zwei ein.

Benita strukturierte ihr Reich funktional – fast spartanisch, ohne jeden Schnörkel. Das Bad erhielt eine übergroße Dusche. Zudem sah sie ein kleines

Sportstudio, mit Stepper und Spinning Bike vor. Gegenüber dem Bett platzierte sie einen XL-Flachbildschirm.

Janus breitete sich im gesamten Dachgeschoss aus. Er arbeitete von zuhause aus. Neben dem Wohn- und Schlafzimmer, und einem mit schwarzem Naturstein ausgestatteten Bad, richtete er eine Light-Version eines Tonstudios mit einem Besprechungsbereich ein.

Als die Umbauarbeiten abgeschlossen waren, zogen, oder wie Valerie es später nannte, schlitterten sie in ihre neue Welt.

Als Valerie erschöpft vom Umzug spätnachts zum ersten Mal in ihrem neuen Zuhause im Bett lag, versuchte sie zu schlafen. Sie fand aber keinen Schlaf. Stattdessen dachte sie an Janus. Sie grübelte darüber, wie es sein würde, sich einen Mann zu teilen – sich im Haus in Othmarschen zu lieben? – sie alle drei unter einem Dach. Wie würde sich das ergeben, ablaufen – Nähe mit Janus suchen, und finden, und leben? Würden Benita und Janus, oder würden sie und Janus plötzlich verschwinden, nach oben gehen, und eine – Benita oder sie – zurückbleiben? Würde sie es hören – hören wollen oder müssen – wenn Benita und Janus nebenan ... Oder könnte sie damit leben, dass Benita alles mitbekäme, wenn sie mit Janus in ihrer Einheit zusammen sein würde? Sie wusste, nicht gerade leise zu sein. Vielleicht wäre Janus Einheit im Dachgeschoss doch geeigneter?

Nein. Das fühlte sich für sie noch makabrer an – mal sie, mal Benita mit ihm dort oben auf seinem Bett. Wie sollte, wie könnte eine würdige *Ménage à trois* funktionieren? Sie stellte fest, diesen praktischen Aspekt nicht genügend überlegt, eigentlich gar nicht durchdacht zu haben. Wie so oft, lag die Tücke im Detail.

Die ersten drei Wochen vergingen, und nichts von dem, was sie sich von einer *Ménage à trois* erwartet hatte, passierte – entfaltete sich. Entweder sie selbst war auf Geschäftsreise, oder Janus war zu Aufnahmen in Studios unterwegs, oft in London, einmal in Los Angeles. Zusammen mit Benita saß sie dann im Wohnzimmer, sah einen Film, oder hörte Musik und las, bis sie zu Bett ging.

Es war der folgende Freitag, erst siebzehn Uhr, als sie nachhause kam. Nach der Landung war sie nicht mehr ins Büro gefahren, sondern direkt nach Othmarschen. Als sie ins Wohnzimmer kam, sah sie Janus im Garten sitzen, mit einem Glas Cola auf dem Tischchen neben sich, und mit einem Buch in der Hand. Sie winke ihm zu. Er erwiderte ihr Winken mit einem Lachen auf dem Gesicht. Rasch lief sie nach oben in ihr Reich, duschte, und zog sich ein leichtes Kleid über. Während sie sich wenig später in der Küche ein Glas *Crémant* ein-schenkte, merkte sie, dass etwas anders war als sonst. Richtig: Es lief keine Musik. Benita war anscheinenden

nicht zuhause. Janus ließ nie Musik als Hintergrunduntermalung laufen.

„Bist Du alleine?“, fragte sie, als sie zu Janus auf die Terrasse trat. Sie gab ihm keinen Kuss, wie sie den ihrem Liebsten gegeben hätte. Die Vorstellung, erst gäbe sie ihm einen Kuss, und irgendwann würde Benita ihn zur Begrüßung küssen, empfand sie grotesk.

„Ja. Benita hat irgendeine Doppelschicht im Krankenhaus. Sie kommt erst Sonntagvormittag wieder. Trinkst Du da einen Crémant? Ist noch etwas in der Flasche?“

Sie nickte ihm zu. „Bleibe Sitzen. Ich bringe Dir ein Glas“, und ging zurück in die Küche. Sie merkte, wie er ihr trotz der Aufforderung, sitzenzubleiben, nachkam. Er setzte sich auf die Arbeitsfläche. Während sie im Kühlschrank nach der Flasche griff, spürte sie seinen Blick. Er hielt ihr eine Sektflöte hin. Sie schenkte ihm ein. Als sie die Flasche zurückstellen wollte, hielt er sie sanft an ihrem freien Handgelenk – und ihr sein Glas entgegen. Sie löste die Hand aus der Umklammerung und langte nach ihrem Glas. Noch bevor sie mit ihm anstoßen und einen ersten Schluck trinken konnte, zog er sie zu sich. Dicht stand sie vor ihm – und verlor sich in seinen so dunkelblauen, den fjordblauen Augen. Sie spürte augenblicklich das Gefühl, das sie erstmals erfahren hatte, nach dem sie ihm in der Galerie den Wein

über die Hose geschüttet und dann zum ersten Mal zu ihm hochgesehen hatte. Sie merkte, wie ihre Kniee weich wurden – wie auch damals in der Galerie – und wie sie dieses Gefühl vermisst hatte. Noch immer hatte keiner von ihnen einen Schluck getrunken. Janus zog sie die letzten Zentimeter zu sich – und küsste sie. Sanft – und kurz. Sie genoss den Kuss, spürte seine Lippen, nahm seinen Duft wahr. Sie sah ihn an – verharrte in dem tiefen Fjordblau – und erwiderte dann mit einem stürmischen, langanhaltenden Kuss den seinen – in der einen Hand die Crémant-Flasche, in der anderen ihr Glas. Noch immer hatte sie keinen Schluck getrunken. Wenige Augenblicke später saß Valerie, wo Janus eben noch gesessen hatte – und Janus stand vor ihr. Der Abend, die Nacht und das Wochenende nahmen ihren Lauf. Die *Ménage à trois* hielt für Valerie Einzug im Haus in Othmarschen.

Fortan entfaltete und fügte sich die Dreisamkeit unter einem Dach wie von selbst. Es grenzte an ein Wunder, dachte Valerie manchmal, dass es fast nie zu Unstimmigkeiten kam. Sie erklärte sich das mit den beruflichen Inanspruchnahmen, denen sie alle drei ausgesetzt waren – Benita als Ärztin, mit Schicht- und Wochenenddiensten, Janus auf Produktionen in Studios fast rund um die Welt, und sie häufig auf Geschäftsreisen. Fast nie hielten sie sich alle drei zur gleichen Zeit

im Haus auf. Mit Benita war sie sich einig: Der geteilte Mann bescherte ihnen nicht nur kein Leid, sondern doppelte Freude. Ihr Plan hielt Wort. Auch Janus schien das so zu sehen, urteilte sie gelegentlich mit Benita.

Nach sieben Jahren *Ménage à trois*, an einem stürmischen Herbsttag, stellte sie gemeinsam mit Benita fest, dass sie beide die bisher längste Beziehung ihres Lebens führten. Die Erkenntnis, dass ausgerechnet eine *Ménage à trois* ihr die bisher langandauerndste Partnerschaft bescherte, stimmte Valerie nachdenklich. Hätte sie sich damals auf die *Ménage à trois* eingelassen, wenn nicht ihre Zwillingschwester Benita die dritte im Bunde gewesen wäre? Bestimmt nicht. Sie hätte um Janus gekämpft – ihn für sich alleine beansprucht. Das Geständnis machte sie ärgerlich – ärgerlich über sich selbst und über Benita. Irgendwie fand sie, Benita habe die *Ménage à trois* erzwungen. Sie wusste, dass das Unsinn war. Niemand hatte sie überredet, gar gezwungen, sich auf die Konstellation einzulassen.

Dennoch blieb ein schaler Geschmack – und Zweifel begannen, an ihr zu nagen. Es war keine Eifersucht. Die Nächte, in denen sie Benita in Janus Armen wähnte, waren ihr egal. Was sie aber zunehmend zur Weißglut trieb, war das Zusammensein, wenn sie sich zu dritt im Haus aufhielten. Zunehmend fühlte sie sich von Benita um interessante Stunden mit Janus beraubt – nicht im

Bett, sondern im Wohnzimmer – bei Gesprächen zu zweit – nur mit ihm. Oft wäre sie gerne an seinen Lippen gehangen – so wie früher, als sie sich kennengelernt hatten. Damals hatte sie es nicht gestört, wenn Benita dabei war. Sie hatte ihre Schwester ausblenden können. Das konnte sie nicht mehr. Benita erschien ihr wie eine Walze – schien nicht zu merken, dass sie störte, wenn sie sich immer gleich dazusetzte, kaum war sie ins Haus gekommen. Sie wusste, ihrer Schwester gegenüber, ungerecht zu sein. Benita tat nichts anderes, als all die Jahre zuvor auch. Aber Valerie merkte, Benitas Anwesenheit zunehmend weniger ertragen zu können – und sie spürte, wie sie anfang, darüber auch den Bezug zu Janus zu verlieren. Valerie merkte, wie ihre Verbindung zu Janus anfang, einzureißen.

Wenige Wochen vor Weihnachten erklärte Benita überraschend, die Feiertage, Sylvester und die erste Januarwoche auf den Malediven zu verbringen. Das war für sie und Janus in Ordnung. Noch nie hatten sie zu dritt Ferien gemacht. Spätnachts, nach dem Benita abends von ihren Reiseplänen erzählt hatte, kam Valerie eine Idee: Sie würde Benitas Abwesenheit nutzen, um eine intensive Zeit mit Janus zu verbringen – um wieder Nähe mit ihm zu finden, um die Risse zu kitten. Und dann hatte sie noch eine Idee: Sie schlug ihm

Skifahren vor. Er nickte und schlug ihr ein Hotel vor. Es würde ihre erste gemeinsame Reise sein, sann sie.

## **Ein Hauch von einem Nichts**

Tags darauf rief sie in dem Hotel an – und spürte durch die Leitung das nachsichtige Lächeln der Rezeptionistin. Das Hotel sei um die Weihnachtszeit und bis Heiligdreikönig von Stammgästen ausgebucht – immer schon ein Jahr voraus. Eigentlich seien es Dauerbuchungen. Die Frau vom Hotel bot ihr aber an, ihr dennoch einen Prospekt zu schicken. Vielleicht würden sie ja später in der Saison kommen wollen – da gäbe es noch Kapazitäten. Valerie hinterließ ihre Kontaktdaten. Drei Stunden später rief sie an, die Frau vom Hotel, und erklärte, eine Familie hätte soeben kurzfristig abgesagt, und dass sie eines der beiden Zimmer haben könnten. Sie müsse sich aber binnen fünfzehn Minuten entscheiden – ergänzte die Frau vom Hotel. Valerie sagte zu, ohne nach dem Preis zu fragen. Janus hatte das Haus vorgeschlagen. Es würde schon passen. Wenig später kam die Buchungsbestätigung per Mail – mit der Aufforderung, eine Akontozahlung zur Bestätigung der Reservierung zu leisten. Aus ihrem Berufsleben war sie es gewohnt, mit weit höheren Summen zu operieren als die angeforderte Anzahlung. Für einen Urlaub fand sie

den angeforderten Betrag aber geradezu astronomisch. Wenigstens war der Transfer ab Christiaan

-Flughafen zum Hotel per Hubschrauber inkludiert. So logierte Janus also, wenn er reiste, schmunzelte sie – und veranlasste die Überweisung.

Zwei Tage vor Heiligabend flogen sie nach Zürich, von wo sie mit einem Heli zum Hotel gebracht wurden. Auf einem Schnee-Plateau neben dem Hotel sah sie drei weitere Hubschrauber. Wappen prangten auf den Türen. Einige Hotelgäste waren mit den eigenen Helis angereist. Ein Luxushotel der Extraklasse. Sie war gespannt.

Nach dem sie sich in ihrem Zimmer, es war eher eine Suite, eingerichtet hatten, setzten sie sich in die Lobby, bestellten Tee, genossen die Ruhe und die atemberaubende Bergkulisse vor ihnen. Aber schon bald wurden sie von anreisenden Gästen abgelenkt. Alle schienen sich zu kennen, fielen sich in die Arme und die immergleichen Sätze fielen: „Wie schön, Euch alle gesund wiederzusehen.“ An die Kinder gerichtet, fiel endlose Male der Satz: „Wie groß Du geworden bist.“ Den heranwachsenden Mädchen wurden Komplimente gemacht: „Du wirst ja immer hübscher.“ Es waren die Frauen, die den Ton angaben.

Irgendwann gingen sie auf ihr Zimmer, sich für das Abendessen umziehen. Sie waren fast die Ersten, als sie

den Speiseraum, das Alpenglühn, betraten. Janus fragte den Maître d'hôtel nach ihrem Tisch. Nach und nach kamen die anderen Gäste. Niemand fragte nach dem eigenen Tisch. Alle wussten, wo sie saßen, die Kinder stoben voraus. Meist saß die Mutter oder der Vater am Kopfende der geräumigen Sitzkojen. Manche Familien bestanden aus drei Generationen. Keine einzige Familie hatte nur ein Kind, nur zwei hatten lediglich zwei. An den meisten Tischen saßen drei oder mehr Kinder. Da waren sie, die Kinder, die sie auch gewollt hätte. Das war vorbei. Sie nahm den lebhaften Geräuschspiegel wahr. Hätten sie ein Adults only-Hotel buchen sollen?

Die Tage waren erfüllt mit Skifahren, Hüttenbesuchen zum Mittagessen – und Après-Ski in der Nachmittagssonne. Sie genoss es, Janus für sich zu haben, mit ihm zu diskutieren, ihm zuzuhören – so vieles hatte sich über das letzte Jahr in seinem Leben ereignet, wovon sie nichts mitbekommen hatte. Jetzt freute sie sich, davon zu erfahren. Und sie erzählte ihm aus ihrem Jahr. Nicht ein einziges Mal sprachen sie über Benita und das Leben im Haus in Othmarschen. Auf den Hütten, an eine Holzwand angelehnt und auf Lammfellen, schmiegte sie sich in seine Umarmung und schwelgte. Ihre Skitage schlossen sie im Wellness-Bereich ab – mit Massagen und in der Sauna. Meist schlich Valerie schon vor Janus davon und auf ihr Zimmer, duschte rasch, legte einen

Spritzer Parfum auf, warf sich ihren verführerischen Kimono – ein durchsichtiger Hauch von einem Nichts – über und erwartete ihn. Wenn der Schneefall zu dicht zum Skifahren war, bestellten sie beim Zimmerservice Leckereien und Getränke, und hängten das „Bitte nicht stören“ raus. Valerie genoss jeden Augenblick mit Janus und steigerte sich in immer neue Fantasien.

Eines Abends begannen sie während des Abendessens, den Familien um sie herum, Fantasienamen zu geben, ihnen klangvolle Titel zu verleihen und Lebensläufe anzudichten. Es waren alles sehr vermögende Familien und gemeinsam malten sie sich aus, wie sie zu ihren Vermögen gekommen waren. Mit diebischem Vergnügen an schauerlichen Geschichten, sparten sie keine Variante des Verbrechens aus – von Drogen- und Mädchenhandel, über Korruption, Prostitution bis zu Waffenschiebereien – mit denen die Vermögen vermeintlich angehäuft worden waren. Einen hageren Herrn, mit markantem Profil und wasserblauen Augen, kürten sie zu einem Mafia-Boss. Auch den Damen dachten sie Karrieren zu. Janus war ganz vernarrt in die blonde Mutter von vier ebenso blonden Kindern – drei Tische vom Mafia-Boss entfernt. Das blonde Wesen war riesengroß und gertenschlank. Es erinnerte Janus an ein berühmtes Fotomodell, oder war es eine

Schauspielerin? Er war sich nicht sicher – und ihr Name wollte ihm auch nicht einfallen. Sie taufte sie Puppi.

Die Krönung des abendlichen Defilees im Alpenglühen war jedes Mal der Einmarsch einer Familie, die immer als letzte erschien, wie sie irgendwann festgestellt hatten. Ihr Auftritt glich einem Triumphzug. Die Mutter führte die Prozession an, gefolgt von ihren sechs Töchtern. Der Vater bildete die Nachhut. Valerie wusste, wer der Vater war. Er hatte ein eigenes Unternehmen. Zudem war er Multi-Aufsichtsrat. In eingeweihten Kreisen galt er als beinhart. Hier in den Bergen, in dem Hotel unter seinesgleichen, gab er sich sanft wie ein Lamm. Auf dem Weg zum Familienstammplatz blieb die Mutter immer wieder stehen und machte an ausgewählten Tischen ihre Honneurs. Statt weiterzugehen, blieb ihre Entourage hinter ihr stehen und wartete.

Am Ende des sechsten Skitags ging Janus zur Massage, Valerie in Richtung der Saunen. Hier waren Kinder nicht zugelassen, worüber sie dankbar war. Der weite Raum, der durch große Pflanzen gegliedert war, lag im Dämmerlicht. Auf einer Liege breitete sie ein Handtuch aus und legte ihr Buch darauf. Auf dem kleinen Beistelltisch stellte sie einen Becher mit Wasser ab. Die zu jeder Liege gehörende Leselampe dimmte sie. Dann sah sie sich um. Weitere Gäste waren nicht da. Mit einem Handtuch um die Hüften, ging sie zum

Dampfbad und öffnete die Tür. Da stoben sie auseinander – wie Kakerlaken in Duschen in tropischen Regionen, wenn das Licht anging: der Mafia-Boss und Puppi, von drei Tischen weiter. Valerie tat, als hätte sie nichts bemerkt. Aber die Anspannung und die Enttäuschung der beiden war durch die feuchtigkeitsgeschwängerte Luft zum Greifen. Sie störte – das wusste sie sofort.

„Das ist mir hier zu heiß“. Amüsiert von der ungewollten Doppeldeutigkeit ihrer Worte, verließ sie das Dampfbad – und erzählte Janus wenig später von der überraschenden Begegnung. Abends, im Alpenglühen, schritt Puppi mit den Kindern und ihrem Mann am Tische des Mafia-Bosses – und auch an ihrem – unbekümmert vorbei.

Am Abreisetag herrschte dichtes Schneetreiben. Der Hubschrauber konnte nicht fliegen. Sie wurden mit einem Kleinbus mit Allradantrieb nach Zürich gebracht. Mehr als drei Stunden saß sie auf der Rückbank fest an Janus angeschmiegt da. Sie war ihm ganz nah, fühlte sich ihm so nahe wie noch nie – und freute sich auf das vor ihnen liegende neue Jahr.

Drei Tage nach ihrer Ankunft im Haus in Othmarschen, kehrte auch Benita nach Hamburg zurück. Der erste Abend war erfüllt von gegenseitigen Reiseberichten. Ab dem folgenden Abend ging Benita ihr aber schon wieder auf die Nerven. Den entrückten, den

verzauberten Tagen, alleine mit Janus, stand jetzt Benitas Rationalität wieder gegenüber. Ihr Schwesterchen schien gar nicht zu merken, dass sie störte – und wie sehr sie störte. Doch dann fiel Valerie aus ihrer verträumten Stimmung: Sie merkte, wie Janus sich regelrecht freute, wenn Benita abends nachhause kam, sich zu ihnen gesellte, und sich in ihre Gespräche einklinkte. Hatten die zwei Wochen mit ihr alleine bei Janus nichts ausgelöst, keine Spuren bei ihm hinterlassen – etwas in Gang gesetzt? Anscheinen nicht.

Erst verspürte sie Traurigkeit – dann Resignation. Der alte Trott war dabei, von vorne anzufangen. Dazu war sie aber nicht mehr bereit. Und sie war auch nicht mehr gewillt, sich Janus mit Benita zu teilen. Ein Gedanke, der schon seit einiger Zeit in ihr schwelte, meldete sich jetzt mit Vehemenz zurück: Es war nicht mehr überzeugend, es alleine Janus zu überlassen, zu wählen, sich zu entscheiden – zwischen ihr und Benita – während sie und Benita keine Wahl hatten. Das wollte sie auch: wählen und sich entscheiden.

Und das tat sie fortan – und wählte wenig später zum ersten Mal. Sie entschied sich für Urs. In Cannes, auf dem MIPIM-Immobilienkongress, stand sie mit einigen Teilnehmern auf einer Empore und diskutierte die Marktentwicklung, als sie Urs aus dem Augenwinkel erspähte. Er war genau ihr Typ – Benita hätte gesagt:

genau ihr Beuteschema. Aus Höflichkeit führte sie das Gespräch ein paar Sätze fort und erwähnte dann eine Verabredung, zu der sie müsse. Den Mann ihres Interesses hatte sie derweilen nicht einen Augenblick aus dem Blick gelassen. Sie schritt die geschwungene Freitreppe hinunter und in seine Richtung. Als suche sie jemanden, ging sie weiter. Als sie vor ihm stand, sagte sie: „Quite busy here“.

Ihr Weinglas, das sie zuvor in Händen gehalten hatte, hatte sie abgestellt, bevor sie auf ihn zugegangen war.

„May I get you something to drink?“

Seinem Englisch war unschwer zu entnehmen, dass er Schweizer war – Swinglish, wie sich das nannte.

„Ja. Sehr gerne einen Weißwein. Mein Name ist übrigens Valerie.“ Das Weidenbach ließ sie weg, gab ihm dafür eine Visitenkarte.

„Urs“, antwortete er und gab ihr ebenfalls eine Visitenkarte.

Der Mann hatte verstanden, freute sie sich. Es gab nichts zu erklären und nichts zu klären. Sie gingen zusammen Abendessen. Fortan trafen sie sich – zunächst auf Konferenzen, zu denen Valerie nicht wirklich musste – dann immer häufiger bei ihm in Küsnacht am Zürichsee, wo er wohnte und wo er seine Firma hatte. Urs führte eine Personalberatung. Einmal, als ihre

Schwester und Janus verreist waren, besuchte er sie auch in Hamburg. Nur dieses eine Mal, hatte sie das Gefühl verspürt, die *Ménage à trois* zu verraten. Dabei war Urs nicht zu ihr in das Haus nach Othmarschen gekommen. Sie hatte sie in einem kleinen intimen Hotel in einer Patriziavilla, nahe der Außenalster, eingebucht. Benita und Janus ahnten nichts von alle dem.

Gut ein Jahr nach ihrer ersten Begegnung, machte Urs ihr den Vorschlag zu ihm in die Schweiz zu ziehen. Er würde sie problemlos auf einer Spitzenposition im Finanzsektor in Zürich platzieren können, untermauerte er seinen Vorschlag – vor allem aber sein Begehren. Sie erstickte sein Ansinnen im Keim. Ohne Wenn und Aber war Hamburg ihre Heimat. Zudem war sie sich im Klaren darüber, dass der Reiz der Beziehung mit dem um mehr als zehn Jahre jüngeren Urs auch in ihrer Natur als Fernbeziehung lag. Und dann passierte etwas, was sie wenig später veranlasste, die Affäre zu beenden.

## Neue Welt

Kurz nach dem Urs ihr vorgeschlagen hatte, zu ihm in die Schweiz zu ziehen, stieß Valerie auf eine neue, eine ihr bis dahin unbekannte Welt. Anfänglich nur zaghaft und nur für sie erkennbar, ragte der Kosmos in die *Ménage à trois*, die keine mehr war, und in die Affäre mit Urs hinein. Valerie hatte das Universum nicht gesucht – noch nicht einmal dessen Existenz erahnt. Es war überraschend und zufällig auf sie zugekommen.

Als die neue Welt bald machtvoll, fast übermächtig in ihrem Leben stand, wurde ihr klar, sich endgültig aus der *Ménage à trois* zurückziehen – und das Zusammenleben mit Benita und Janus aufgeben zu müssen. Vor Jahren, als sie sich mit den beiden für das Bündnis entschieden hatte, hatten die Umstände in die Zeit gepasst. Jetzt passten die Elemente nicht mehr zusammen. Die neue Welt forderte ihren Tribut. Sie würde sich eine eigene Wohnung suchen. Mit dieser Einsicht war es soweit: Sie wollte nicht darauf warten, bis es Benita und Janus auffallen würde, dass sich etwas verändert hatte – und die beiden anfangen würden, zu spekulieren. Dazu war ihr die Dreierbeziehung zu wertvoll gewesen – jedenfalls bis zu dem Punkt, ab dem Benita begonnen

hatte, ihr auf die Nerven zu gehen – und sie angefangen hatte, selbst zu entscheiden – zunächst für Urs. In keinem Fall wollte sie die gemeinsamen Jahre denunzieren – und wandte sich an Benita.

„Ich werde unsere Dreierkonstellation verlassen“, eröffnete sie das Gespräch schnörkellos. Benitas verblüffter Blick zeigte ihr, dass ihrer Schwester bisher keine Veränderungen aufgefallen waren. Janus hatte also auch keine Andeutungen darüber gemacht, sich zurückgesetzt zu fühlen.

„Was ist passiert?“

„Viel ist passiert. Aber nichts von Deiner Seite“, log sie etwas verlegen. „Und auch nichts von Janus Seite. Ich kann Dich beruhigen. Zugleich bitte ich Dich, Vertrauen zu haben. Im Augenblick will ich über das, was mich seit einiger Zeit umtreibt, bewegt und fesselt, nicht sprechen. Sei unbesorgt, es ist nichts Illegales. Aber ich kann die Geschehnisse nicht parallel zu unseren Übereinkünften hier im Haus leben. Das wäre Verrat. Euch, und mir selbst gegenüber. Mehr will ich dazu im Moment nicht sagen. Ich werde mir eine eigene Wohnung suchen.“

Benita stand bewegungslos da. Valerie wusste, dass ihre Schwester mehr wissen wollte, aber auch, dass Benita ahnte, nicht mehr zu erfahren.

„Eine Bitte habe ich: Kannst Du es Janus beibringen – so, wie du ihm einst unsere wahren schwesterlichen Absichten eines Zusammenlebens mit ihm nähergebracht hast? Irgendwann erzähle ich Dir mehr. Gib mir aber bitte Zeit.“

Sie umarmte Benita kurz. Benita nickte – kaum merklich. Valerie wusste, dass Benita nicht wusste, was sie Janus erzählen sollte. Schließlich hatte sie ihrer Schwester keine Details an die Hand gegeben. Damit muss sie jetzt selbst klarkommen, dachte Valerie. Wichtig war nur, dass ihre Schwester, und bald auch Janus wussten, dass sie dabei war, ihr Leben zu verändern und dabei kein Platz mehr für die *Ménage à trois* sein würde – die für sie ja schon länger keine mehr war.

Seit diesem Gespräch fühlte sich ihr Verhältnis zu Benita für sie distanziert an. Sie war sich aber sicher, die Vertrautheit mit Benita wiederzufinden, sobald sie ihr die Wahrheit über die neue Welt erzählt haben würde. Sie wusste, ihre Schwester würde Verständnis für sie haben und mit allem, was sie ihr eines Tages anvertrauen würde, vertraulich umgehen. Aber dazu musste sie erst eine eigene Wohnung bezogen haben.

Die Entscheidung für die neue Welt, wenn einmal getroffen, galt fürs Leben. Seit Valerie die Entscheidung getroffen hatte, war sie untrennlich mit den Vorzügen der Vereinigung – die sich Schwesternschaft nannte, –

verbunden. Diese Bezeichnung, Schwesternschaft, hatte sie anfänglich irritiert, schließlich gab es auch Männer als Mitglieder. Sie hatte sich aber schnell an die Bezeichnung, der eine historische Bewandnis zugrunde lag, gewöhnt. Die neue Welt steckte voller Vielfalt, voller Überraschungen und Abwechslungen – mal waren es geistige Anregungen zu Kunst und Kultur, Politik oder Wirtschaft, mal körperliche Verausgabung – und manchmal alles zusammen. Von Anbeginn war sie sich bewusst darüber, die neue Welt mit keinem ihrer anderen Lebensräume verknüpfen zu können – und zu dürfen. Dabei würden sich die Aktivitäten der Schwesternschaft mit ihrem beruflichen Umfeld und ihren privaten Interessen auf vielversprechende Weise verbinden lassen. Das zu tun, war jedoch verpönt. Die Betriebsamkeit innerhalb der Vereinigung wurde peinlich genau von privaten und geschäftlichen Aktivitäten getrennt. Die Mitglieder blieben im Umgang untereinander unter sich. Die Vermischung persönlicher Kontakte von außerhalb der Vereinigung mit Mitgliedern gehörte zu den wenigen, dafür eisernen Tabus, die es galt, einzuhalten. Valerie achtete strikt darauf, in keine Interessenskonflikte zu geraten. Sie hielt sich an diese und an noch einige weitere Regeln.

## Eherne, eiserne Regel

Das sonore Brummen der Triebwerke im Sinkflug Richtung Zürich, holte Valerie aus ihren Erinnerungen daran zurück, wie die zweite Hälfte ihres Lebens begonnen hatte – wie sie mit Benita ausgeheckt hatte, sich einen Mann zu teilen, und sie zusammen mit Janus die *Ménage à trois* mit Leben erfüllt hatten, wie Urs den Beginn ihres Rückzugs aus der *Ménage à trois* signalisiert hatte, und wie die Schwesternschaft seither den Takt ihres Lebens bestimmte.

Sie griff nach dem Bord-Magazin im Wandfach vor sich und blätterte. Sie war nicht der Typ für Strandurlaube. Häufig hängte sie Urlaubstage an Geschäftsreisen – für Städtetrips oder Ausflüge zu Kulturstätten. Die Reiseberichte in den Bord-Zeitschriften hatten ihr immer wieder Anregungen beschert. Sie grübelte, ob sich eine ihrer anstehenden Geschäftsreisen mit einer der Empfehlungen in dem Heft verbinden lasse.

Dann träumte sie wieder vor sich hin und dachte an das *Jour fixe* am gestrigen Abend in der Schwesternschaft, von dem sie sich noch gerädert fühlte. Bereits vor achtzehn Uhr war sie von einem Termin kommend, in der Villa an der Elbchaussee, die die Vereinigung für

ihre Zwecke unterhielt, angekommen. Sie hatte vor der Abendveranstaltung noch etwas essen wollen. In einem der drei Salons waren vom Servicepersonal einige Tische aufgestellt und eingedeckt. Die Mitglieder würden später – um Platz zu schaffen – selbst die Tische zur Seite räumen. Stets verließ das Personal eine halbe Stunde vor Beginn der Jour fixe das Haus.

Ein Mann hatte bereits an einem der Tische gesessen, als sie eintraf. Es war ein neues Mitglied. Sie kannte ihn noch nicht persönlich, hatte nur im Umlaufverfahren zu seiner Aufnahme über ihn gelesen. Er war wenig über dreißig. Seine Kleidung wirkte elegant – einen Tick zu elegant für das Jour fix. Neue Mitglieder lernten aber immer schnell, welche Kleidung für welche Form der Veranstaltungen angemessen war. Seine Figur war sportlich, sein Schädel kahl – was ihm einen markanten Ausdruck verlieh. Wie in der Vereinigung üblich, war sie zu ihm gegangen, hatte sich vorgestellt und bei ihm Platz genommen – statt sich alleine an einen der anderen leeren Tische zu setzen. Rasch waren sie ins Gespräch gekommen. Plötzlich hatte sie das Verlangen verspürt, ihn aufzufordern, die Zeit bis zum offiziellen Beginn der Abendveranstaltung, für eine erste Kennenlernrunde, zu nutzen. Das hatte sie bei einem neuen Mitglied anlässlich der ersten Begegnung noch nie getan. Aber sie hatte Tatendrang verspürt – hätte sich

gerne ausgetobt. Da wäre ihr das neue Mitglied gerade recht gewesen. Sie hatte sich dann aber dagegen entschieden – der junge Mann würde ihr nicht weglaufen.

Später am Abend, als sich die Reihen zu lichten begonnen hatten, war sie noch auf Fritz gestoßen. Sie schätzte Fritz sehr. Er war ein sinniger Schönggeist, ein feinfühligler Taktiker und Techniker – ein Florett-Kämpfer, statt ein Mann des Schwerts. Genau für diese Eleganz schätzte sie ihn. Auch beruflich führte Fritz eine feine und sicher auch scharfe Klinge. Kürzlich hatte sie im Handelsblatt gelesen, dass er zum Vorsitzenden des Vorstands des Unternehmens, für das er tätig war, berufen worden war. Während sie zusammengesessen hatten, war ihr aufgefallen, dass Fritz Mitgliedschaft in der Schwesternschaft demnächst erlöschen würde. Sein fünfundfünfzigster Geburtstag stand bevor – der Moment, ab dem die männlichen Mitglieder ihre Mitgliedschaft in der Vereinigung verloren – ohne Wenn und Aber. Das war noch so eine historische Bewandnis der Statuten der Schwesternschaft.

„Ich werde Dich vermissen.“

„Ich Dich auch – und das alles hier.“ Mit den Armen hatte er einen weiten Bogen gemacht. Sie hatte sich gefragt, ob ihm vielleicht vorschwebte, ihr vorzuschlagen, sich künftig privat zu treffen. Aber dass das keine gute Idee sein würde, hatte sie, und hatte bestimmt auch er,

gewusst. Mitglieder trafen sich nie außerhalb des schützenden Rahmens der Vereinigung – schon gar nicht mit ehemaligen Mitgliedern. Er hatte ihr den Vorschlag jedenfalls nicht unterbreitet.

„Es ist und bleibt eine eiserne Regel, dass Du nicht bleiben kannst,“ hatte sie versucht die Situation auf eine sachliche Ebene zu bringen.

„Das weiß ich seit dem ersten Tag meiner Mitgliedschaft. Lass uns nicht weiter darüber reden. An meinem Ausscheiden führt kein Weg vorbei. Fertig. Würde diese eiserne Regel gebrochen, wäre die Idee der Vereinigung verraten.“

Fritz hatte Recht.

Jetzt, auf ihrem Platz am Fenster, spürte sie ihren Körper wie selten nach einem Jour fixe. Und ihr Kopf brummte – hatte sie mit Fritz doch noch lange zusammengesessen – bei wohl einem Glas Wein zu viel. Nur gut, dass auf der Konferenz in Zürich diesmal keine großen Leistungen von ihr erwartet wurden, entspannte sie sich.

## **Zürich**

Das Dossier	99
Anflug und Ankunft	103
Kunsthaus Zürich	106
Fokus und Tiefenschärfe	115
Das Kabinett	118
Zutiefst vertraute Stimme	122



## Das Dossier

Frau Ackermann ging mit ihrem Gepäck für den Aufenthalt in Zürich ins Erdgeschoss ihres Hauses hinunter. Dort verabschiedete sie sich von Frau Schuster und von ihrem Hund Whisky. Mit dem kleinen Koffer lief sie zu dem Wagen, der vor dem Tor auf der Straße schon auf sie wartete. Seit Jahren sorgte Dr. Nassauer dafür, dass sie immer von dem gleichen Fahrer chauffiert wurde, so auch heute. Sie begrüßte ihn freundlich. Er legte ihren Koffer in den Kofferraum. Diesmal würde er Frau Ackermann nur zum Bahnhof bringen. Für die Strecke nach Zürich hatte sie sich für den Zug entschieden. Während der Fahrt durch die Stadt freute sie sich, dass sie gestern den Entschluss getroffen hatte, das Kleid zu kaufen. Sie war sich fast mutig vorgekommen, als sie es bezahlt hatte. Der erste Kauf eines neuen, eines schicken und modischen Kleidungsstückes seit Werners Tod. Sicherlich würde es niemand bemerken. Niemandem würde es auffallen. Das war ihr egal. Sie gefiel sich in dem neuen Look. Würde der Look Werner auch gefallen? Sie überlegte, das Kleid gleich heute Abend zum Eröffnungsempfang der Konferenz im Kunsthaus Zürich anzuziehen.

Im Zug spürte sie bald das einschläfernde Rattern. Sie sah zu dem Koffer auf dem Sitz neben ihr. Darin befanden sich nicht nur die wenigen Utensilien, die sie für die kommenden drei Tage benötigen würde – und natürlich auch das neue Kleid. Darin lagen auch die Unterlagen, die Dr. Nassauer ihr vor drei Wochen, als er sie überzeugt – überredet – hatte, selbst an der Konferenz teilzunehmen, zukommen hatte lassen. Eigentlich wäre es seine Aufgabe, an der Tagung teilzunehmen. Gelegentlich schlug er ihr aber vor, sich selbst ein Bild von den Marktgeschehnissen zu machen. Dafür war ihm Zürich wohl als ein ihr zumutbarer Standort erschienen. Zudem wusste er um ihren Immobilienbesitz dort. Das Dossier im Koffer lag ihr schwer im Magen. Das drängende Verlangen, aus dem Hamsterrad ihrer ständigen Vermögensvermehrung herauszufinden, war zu sehr in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen gerückt, als dass sie sich mit dem Inhalt des Dossiers hatte befassen wollen. Zwar waren die Umrisse der künftigen Gestaltung ihres Portfolios noch unscharf. Sicherlich würde sie aber bald klarer sehen. Das neue Verantwortungsbewusstsein beflügelte sie wie seit langem nichts. Niemals würde sie, würden ihre Kinder und ihre Kindeskinde, ihr Vermögen, diesen Reichtum ausgeben können. Sobald sie aus Zürich zurück sein würde, musste sie das Missverständnis mit Dr. Nassauer aus

der Welt schaffen. Ohne ihn konnte sie die Neuausrichtung ihrer Verhältnisse nicht umsetzen. Nie hatten er und sein Team etwas falsch gemacht, fast immer war er mit seinen Prognosen und Vorschlägen richtiggelegen. Dann sollte er doch auch in der Lage sein, ihrem Vermögen künftig eine sinnvolle Ausrichtung zu geben. Das müsste doch auch für ihn eine spannende Herausforderung sein, mit der sie gemeinsam ein Zeichen setzen könnten. So wie bisher, konnte es jedenfalls nicht weitergehen. Sie blickte zu dem Koffer herunter. Das Dossier lag ganz oben auf. Seit Dr. Nassauer ihr die Mappe gegeben hatte, hatte sie noch nicht einmal hineingesehen. Der Inhalt war der Spiegel dessen, woran sie nicht weiter festhalten wollte: Es waren elf Vorschläge zu jungen Unternehmen – Start-Ups – die Investorenkapital suchten, wozu sie sich auf der Konferenz in Zürich präsentieren würden – und wohinein sie Geld investieren sollte. Zudem: Welche Schlüsse sollte sie aus den Empfehlungen in der Mappe ziehen? Sie war sich sicher, die Geschäftsideen hinsichtlich ihrer Innovativität oder Vermarktungschancen nicht beurteilen zu können – und auch nicht die unternehmerischen Fähigkeiten der meist jungen Leute, die die Ideen entwickelt hatten. Widerwillig zog sie die Mappe aus dem Koffer und blätterte durch die zusammen getackerten Investitionsvorschläge. Lustlos las sie die

Zusammenfassungen. Keine der Ideen beeindruckte sie – oder amüsierte sie wenigstens. Schließlich riss sie sich am Riemen, appellierte an ihr Pflichtbewusstsein und beschloss, die Zeit bis zur Ankunft in Zürich zu nutzen. Sie setzte kurze Notizen auf die Papiere.

Am Bahnhof in Zürich nahm sie sich ein Taxi und ließ sich das kurze Stück zum Hotel bringen. Die Adresse kannte sie auswendig.

## **Anflug und Ankunft**

Valerie merkte, wie die Maschine in den Sinkflug übergang und erkannte den Bodensee. In Kürze würden sie in Zürich-Kloten landen. Verträumt sah sie hinaus, während ihre Finger über ihren Hals strichen. Sie spürte ihre Haut – für die sie noch immer Komplimente erntete – und diese genoss: Glatt, ebenmäßig, seidig-weich, geschmeidig, schimmernd und duftend – und anschniegbar – wurde ihr dann zugeflüstert. Ihre Beine waren ansehnlich. Kurze Röcke und Kleider standen ihr unverändert gut. Sie wusste, dass ihr hinter ihrem Rücken nachgesagt wurde, gelegentlich ungewöhnlich freizügig zu sein – vor allem seitens so mancher Frauen im Büro. Das Getratsche war ihr aber egal – und störte sie nicht.

Sie sann über ihre Schwester nach, die so ganz anders war als sie selbst. Benita war burschikos und sportlich – nicht modisch-feminin wie sie. Ihre Schwester trug ihr Haar sehr kurz – begründete das mit den Hygienevorteilen im Krankenhausbetrieb. Als Benita erste graue Haare entdeckt hatte, hatte sie begonnen, zu färben und war seither erblondet. Für sie selbst käme das nicht in Betracht. Bis zu ihrem letzten Atemzug würde sie ihr

Haar lang und kastanienbraun tragen. So unterschiedlich sie äußerlich und in ihren Temperamenten waren, so verbunden fühlte sich Valerie aber mit Benita – auch wenn die Offenheit zwischen ihnen seit ihrem Rückzug aus der *Ménage à trois* gelitten hatte. Sie war sich aber sicher, das würde sich geben, sich wieder einrenken, wenn sie erst einmal aus dem Haus in Othmarschen ausgezogen und in eine eigene Wohnung eingezogen sein würde. Die Übergabe der Wohnung in Winterhude, die sie sich vom Reißbrett weggekauft hatte, stand für kommenden Montag im Kalender – mit achtzehn Monaten Verspätung. Die Konventionalstrafe und der Schadensersatz würden den Bauträger teuer zu stehen kommen.

Nach der Landung und Passkontrolle ließ sie sich von einem Taxi ins Hotel in der Innenstadt fahren. Das Wetter war genauso schön, wie in Hamburg – nur nochmals wärmer. Es war schon fast heiß. Sie genoss den Fahrtwind, der durch das offene Schiebedach in den Wagen strömte.

Der Veranstalter der Tagung hatte ein Zimmerkontingent in einem der besten Häuser am Platze, in dem auch in den nächsten beiden Tagen die Investoren-Konferenz stattfinden würde, reserviert. Von dort würden die Gäste heute Abend mit Bussen zum Kunsthaus Zürich, dem Ort der Auftaktveranstaltung, gebracht.

Valerie übernachtete aber lieber in dem kleinen Hotel, in dem sie schon gewohnt hatte, als sie das erste Mal nach Zürich gekommen war. Damals, mit fünfzehn. Damals war das aber noch kein Designer-Hotel, sondern eine einfache Familienpension gewesen – das Preiswerteste, was ihre Mutter seinerzeit hatte finden können. Jedes Mal, wenn sie seither nach Zürich kam, amüsierte sie sich über die Ereignisse von einst – als sie mit ihrer Mutter im Kunsthaus gewesen war und dieser Junge ihr dort begegnet war. Der hatte, statt sich auf die Bilder zu konzentrieren, die ganze Zeit nur sie angestarrt, ihr nachgesehen. Jetzt, während der Taxifahrt, spürte sie wieder das ihr damals noch neue, so wundersame und zugleich wunderbare Kribbeln im Bauch, das der Junge ihr einst erstmals beschert hatte. Heute Abend würde sie anlässlich der Auftaktveranstaltung der Tagung, also wieder im Kunsthaus sein. Sie sah aus dem Wagenfenster und war geneigt, zu hoffen, dort auch heute wieder eine aufregende Überraschung zu erleben. Angesichts des trockenen Themas der Konferenz rechnete sie aber nicht damit. Kurz dachte sie nochmals an ihn, an den Jungen von damals. Sie hatte ihn Jahre später, während des Studiums, zufällig ein zweites Mal getroffen, wiedertreffen – und kennengelernt. Seither gehörte er zu ihrem engen Freundeskreis.

## Kunsthhaus Zürich

Im Hotel stand Valerie an der Rezeption und wartete darauf, sich anmelden zu können. Eine Frau, vielleicht in ihrem Alter, trat neben sie. Der Portier wandte sich der Frau umgehend zu. Sie sprachen leise miteinander. Vertrautheit lag in dem Gespräch der beiden, Valerie verstand nichts. Valerie überlegte, wer diese Frau war?, glaubte, sie zu kennen. Aber irgendetwas irritierte sie an dem Aussehen der Frau. Valerie war sich sicher, ihr würde bald einfallen, woher sie das Gesicht kannte. Ihr Personengedächtnis hatte sie noch nie im Stich gelassen. Sie beobachtete, wie die Frau sich mit einem Kopfnicken und Lächeln beim Portier bedankte und zum Aufzug ging. Wenige Minuten später ging auch sie auf ihr Zimmer und war froh, unter die Dusche zu kommen. Die Hitze schien nochmals angestiegen zu sein. Auch der Abend würde kaum Abkühlung bringen. Weiterhin tropische Temperaturen waren auch für die kommenden Tage und Nächte vorhergesagt. Nackt lag sie auf dem Bett, prüfte ihre Mails und las einige Unterlagen. Dann schlief sie etwas.

Am späten Nachmittag schlüpfte sie in ein leichtes Wickelkleid, aus hauchfeinem Stoff. Der umschmiegte

ihre Formen. Sie gefiel sich in dem Spiegel im Badezimmer. Mit einer länglichen, flachen Clutch verließ sie das Hotel und ging den Limmatquai entlang, Richtung Quaibrücke. Eine Stunde hatte sie noch, bis zum Beginn der Auftaktveranstaltung in der Kunsthalle. In einem Straßencafé bestellte sie eine Weinschorle und sah dem Treiben zu: Wohlstand, Reichtum. Überall. Nur gut gekleidete Menschen, große Einkaufsstüten in elegantem Design. Die Vorbeiströmenden – einige eilig, andere schlendernd – sahen alle gesund aus, zufrieden. Keine Spur von Armut, Krankheit, Missbrauch, Flucht, Angst oder Verzweiflung. Überall roch es förmlich nach Sicherheit. Zürich, die Schweiz – ein Hortus der Ordnung, des verordneten Wohlstands und Glücks. Alles, was diesem Bild widersprechen könnte, schien ihr verbannt – zumindest hier in der Innenstadt, zwischen all den makellosen Häusern, auf den sauberen Straßen und Bürgersteigen. Das hatte seinen Preis – wie Valerie beim Bezahlen wieder einmal bemerkte. Sie verließ die Terrasse des Cafés und schlenderte entlang schöner Auslagen – Mode, feine Lingerie, Schmuck – schließlich, die Gassen hoch, Richtung Museum –, Antiquitäten und Galerien. Sie spürte den dampfigen Dunst vom See aufsteigen.

Während sie sich am Eingang zum Kunsthaus mit ihrem Namen, Valerie Weidenbach, anmeldete, hörte sie

erste Wellen von Stimmen. Sie durchquerte das Foyer. In der Spiegelung einer Glasscheibe prüfte sie kurz den Sitz des Kleids. Dann wandte sie sich nach rechts und ging die lange, helle Marmortreppe hoch in den ersten Stock. Der Empfang fand in den Räumen der aktuellen Ausstellung statt. Kaum war sie eingetreten, nahm sie ihr bekannte Gesichter wahr, grüßte hierhin und dorthin. Von einem vorbeischwebenden Tablett angelte sie sich ein Glas Weißwein. Das Glas war beschlagen, der Wein gut gekühlt – sehr gut. Sie wechselte kurze Sätze – rückte ein paar Bilder und Gesprächspartner weiter – und begann neue Gespräche. Gelegentlich nahm sie eine Visitenkarte entgegen und erwiderte das Ritual. Die große Mehrzahl der Gäste waren Herren – eine Heerschar in Grau. Sie beobachtete, dass kaum jemand den ausgestellten Bildern Aufmerksamkeit schenkte – immerhin Werke von Größen wie Monet, Gauguin, van Gogh und Picasso. Die Gemeinsamkeit der Bilder und das Thema der Ausstellung waren japanische Inspirationen und Einflüsse auf die europäische Kunst.

Plötzlich erspähte sie Roman Hürlimann, den Geschäftsführer des Verbands Schweizer Investmentgesellschaften, und Gastgeber der Konferenz.

„Grüezi, Roman.“ Drei Küsschen auf seine Wangen – links, rechts und wieder links. „Vielen Dank für die Einladung zur Konferenz. Ich bin schon sehr gespannt,

was uns ab morgen erwartet. Und mit dem Empfang, hier, zwischen all den Meisterwerken, habt Ihr Euch ja wahrlich nicht lumpen lassen.“

„Grüezi auch Dir, Valerie. Toll siehst Du aus, einfach wie immer. Bitte vergiss nicht, das tolle Wetter zu erwähnen. Ist extra für Euch, für heute und auch für die kommenden Tage bestellt.“

„Ja. Ich weiß. Ihr Schweizer könnt sogar Wetter.“ trietzte sie ihn. Beiläufig stellte sie fest, wie dick er geworden war: Nochmals dicker, als vor einem halben Jahr, als sie ihn zuletzt getroffen hatte. Und schlecht sah er aus, angestrengt – ja mitgenommen. Was war los mit ihm? Sie hoffte, ihm fehlte nichts Ernstes. Sie mochte ihn. Mit wenigen Menschen fand sie immer so schnell Gesprächsstoff wie mit Roman – und mit ihm konnte sie aufs Hitzigste diskutieren, ohne dass es je zu Kränkungen kam. Außerdem war er der weltbeste Witzeerzähler, den sie kannte.

Während sie weiter mit Roman sprach, entdeckte sie die Frau, die im Hotel an der Rezeption neben ihr gestanden hatte – und jetzt wusste sie auch, wer die Frau war: Eine schwerreiche Erbin eines verzweigten Industriekonzerns – wohnte irgendwo in Süddeutschland – soweit solche Leute überhaupt irgendwo fest wohnten. Meist pendelten die doch zwischen ihren verschiedenen Wohnsitzen hin und her – je nach Jahreszeit. Dann

fiel ihr ein, vor einigen Jahren vom völlig unerwarteten Tod ihres Mannes gelesen zu haben. Er musste ein genialer Geschäftsmann gewesen sein, hatte aus dem Vermögen seiner Frau sagenhaften Reichtum geschaffen. Mit dieser Erinnerung wurde ihr bewusst, dass die Frau, die einst kurze dunkle Haare hatte und jetzt blond und langhaarig war, seit dem Tod ihres Mannes aus den Medien verschwunden war. Valerie freute sich, die Frau doch erkannt zu haben. Ihr Personengedächtnis hatte sie nicht im Stich gelassen. Sie beobachtete, wie die Frau alleine dastand. Niemand schien sich mit ihr unterhalten zu wollen – und niemand schien sie zu erkennen. Lag das an der veränderten Haarfarbe und Frisur, oder ihrer wenig zeitgemäßen Kleidung, einem völlig aus der Mode gekommenen Hosenanzug? Valerie wusste, der Anzug war einst teuer und modisch angesagt gewesen. Inzwischen mutete die Kombination altbacken an. Die Frau erschien ihr entrückt.

„Roman. Die Frau dort, vor dem großen Bild mit den Seerosen – was macht sie hier? Ich weiß, wer sie ist. Sucht sie Investmentmöglichkeiten?“

„Du kennst sie. Gut. Seit Jahren stehe ich mit Frau Ackermann in Kontakt. Eine äußerst angenehme Person. Sie hat immer absolut klare Erwartungen, die sie mit Bescheidenheit vermittelt. Nie würde jemand ahnen, wie reich sie ist. Komm, wir gehen zu ihr und ich

stelle euch vor. Sie ist ohnehin gerade alleine – wie meistens. Ich erwähne Dich als eine persönliche Bekannte. Sie schätzt es nicht, auf geschäftlicher Ebene angesprochen zu werden – außer natürlich, sie signalisiert von sich aus Interesse.“ Vielsagend zog Roman die Augenbraun hoch. Noch ehe Valerie sich überlegen konnte, ob sie mit Frau Ackermann überhaupt reden wollte, spürte sie schon Romans Hand an ihrem Ellbogen – und ließ sich von ihm zu ihr bugsieren.

„Frau Ackermann. Darf ich Ihnen Frau Weidenbach vorstellen. Valerie ist eine langjährige Bekannte, eine treue Seele, die uns wiederkehrend bei unseren Veranstaltungen beehrt. Und wenn ich nach Hamburg komme, ist sie immer eine zauberhafte Gastgeberin.“

„Guten Abend. Monika Ackermann“, stellte sich die Frau vor. „Schön, Sie kennenzulernen. Und aus einer besonders schönen Stadt kommen Sie. Ich liebe Hamburg. Städtebaulich vielleicht Deutschlands schönste Großstadt.“

„Valerie Weidenbach“, erwiderte Valerie. „Danke für das Kompliment zu meiner heutigen Heimatstadt, denn aufgewachsen bin ich in Köln. So sehr ich Hamburg liebe, so sehr bin ich aber auch zum Beispiel gerne hier.“ Sie deutete auf das einzige Fenster in Saal mit Blick auf die Stadt. „Immer nur Alster und Elbe wären auf Dauer doch etwas einseitig.“

Kurzes Schweigen. Frau Ackermann wand sich dem raumfüllenden Bild hinter sich zu.

„Ich frage mich, lieber Herr Hürlimann, wie Bilder solcher Dimensionen transportiert werden. Und ganz praktisch: Wie sieht die Transportverpackung dazu aus? Kann die mehrfach verwendet werden, oder werden solche Verpackungen anlässlich jeden Transports neu gezimmert?“

„Ganz die Pragmatikerin“, witzelte Roman. „Zugleich eine sehr interessante Frage. Darüber habe ich mir noch nie Gedanken gemacht. Vielleicht sollten wir einmal einen Vortrag zum physischen Umgang mit Kunst veranstalten – Wertermittlung, Versicherung, Klimabedingungen und Sicherung während des Transportes, und schließlich Hängung. Und vielleicht sollten wir auch das Thema Restauration und Reinigung dazunehmen.“

Roman begann, laut zu lachen. „Ich stelle mir gerade eine Putzfrau vor, die mit Spiritusreiniger und Schweizer Gründlichkeit ein Ölbild von Picasso reinigt.“

Frau Ackermann und Valerie verzogen gleichzeitig das Gesicht.

„Diese Vorstellung ist so schmerzhaft, wie das Quiet-schen von Kreide auf der Schultafel.“, kommentierte Valerie die Szene, die ihr gar nicht so fiktiv erschien. Jetzt hatte sie aber genug von dem Smalltalk. Sie sah

weitere vertraute Gesichter, die sie begrüßen wollte. Vor allem aber nahm ihre Ungeduld zu. Sie hatte sich auf die Ausstellung vorbereitet und war auf einige Bilder besonders gespannt, und neugierig darauf, sie zu sehen. Zudem war sie sich sicher, nichts würde sie mit Frau Ackermann verbinden – was auch immer sie sagen würde. Solche Kreise, die selbst millionenschwere Hamburger Kaufleute wie arme Krämerseelen aussehen ließen, verkehrten doch nur unter sich und in ihren Sphären.

„Ich gehe dann mal weiter. Ihnen noch einen schönen Abend, Frau Ackermann.“ Valerie reichte ihr die Hand.

„Wir sehen uns ja vielleicht morgen wieder – wenn es auf der Konferenz ernst wird“, erwiderte Frau Ackermann.

Valerie nickte, zwinkerte Roman zu und schlenderte davon – in Richtung des Teils der Ausstellung, dem ihr Begehren gehörte. Während sie weiterlief, kam ihr wieder der Junge von einst in den Sinn. Sie hatte ihn damals aus den Augenwinkeln beobachtet, wie er ihr – hier in diesen Räumen – mit seinen Blicken gefolgt war, sie verfolgt hatte – und augenblicklich erinnerte sie sich an das wunderbare Prickeln, das er ihr im Bauch verursacht hatte. Sie hatten kein Wort miteinander gewechselt. Acht Jahre später hatte sie ihn kennengelernt. Sie hatten zusammen studiert. Wie hatte er seine

Beobachtung zusammengefasst – als sie sich zur gleichen Zeit, als Teenager, hier in diesen Räumen aufgehalten hatten?: ‚Ich war fasziniert – von Dir und Deiner Hose, die mehr als hauteng saß – zusammengehalten von den übergroßen Zähnen eines silbern funkelnden Reißverschlusses, der ohne Deckleiste mitten über Deinen affengeilen Hintern verlief.‘ Sie schmunzelte ob der Erinnerung an diese Schilderung. Sie muss wohl schon früh reizvoll gewirkt haben – ohne sich ihrer Wirkung bewusst gewesen zu sein. Erst im Laufe der Zeit hatte sie gelernt, mit ihren Reizen umzugehen – gegebenenfalls zu provozieren – sie gezielt und zielsicher einzusetzen.

## **Fokus und Tiefenschärfe**

Sie ging weiter, mit Fokus auf die Bilder. Dennoch nahm sie die auf sie gerichteten Blicke wahr – aus der unscharfen Heerschar von Herren in Grau. Sie erwiderte keinen der Blicke. Sie konnte sich auf ihren Wahrnehmungssinn verlassen: Würde ihr Gardemaß ins Visier geraten, würde sich ihr Fokus, die Tiefenschärfe augenblicklich fixieren. Manche der Herren waren in Begleitung einer Dame. Valerie hatte ihre eigene Theorie zu den Frauen, die anlässlich solcher Veranstaltungen den Männern zur Seite standen: War die Frau ähnlich alt wie der Mann und trug sie statt einer Frisur, den praktischen Kurzhaarschnitt in naturgrau, so handelte es sich ihrer Mutmaßung nach um die langjährige Ehefrau. Immer wieder fiel Valerie auf, wie diese Frauen absolut reizlos – geradezu auffällig unauffällig gekleidet waren. Ihre Garderobe war oft vor allem eins: In Tönen einer farblosen Farbskala. Jedes Mal fragte sie sich, ob der praktische Kurzhaarschnitt in naturgrau Teil einer Maske, und die farblose Kleidung Teil einer Verkleidung waren? War das alles eine Tarnung – um übersehen zu werden, um unsichtbar zu sein?

War die Frau neben dem Mann dagegen modisch-schick angezogen, strahlte ihre Kleidung gar Sinnlichkeit aus, und trug die Dame eine auf ihren Typ und die Mode abgestimmte Frisur, so handelte es sich um die zweite oder dritte Ehefrau – oder um eine Zweitfrau. Gelegentlich fragte sie sich bei ihren Beobachtungen, ob die Frauen mit dem praktischen Kurzhaarschnitt in naturgrau ihr Wesen als Frau – als Weib, wie sie sich selbst sah – aufgegeben hatten? Oder verstanden diese Frauen etwas anderes darunter, Frau zu sein, als sie selbst? Jedenfalls konnte sie sich selbst nicht vorstellen, ihre Triebe zu verbergen – und nicht im Rausch der Sinne, in Strudeln der Leidenschaft, versinken zu wollen. Die Hoffnung, begehrt zu werden, würde sie nicht aufgeben – zumindest nicht so bald. Vermutlich war sie aber einfach nur ungerecht, rügte sie sich selbst – und vielleicht auch ein bisschen unrealistisch. Ihre Überlegungen ließen sie jetzt Mal wieder an ihr Versprechen denken, ihr Haar bis zu ihrem letzten Atemzug lang und kastanienbraun zu tragen. Etwas anderes war für sie nicht vorstellbar.

Sie ging weiter und dachte an das ironische Bildnis von Francisco José de Goya – von der runzligen Alten. Die klapprige Gestalt, mit aufwändigem Schmuck und in einem opulenten Abendkleid, das sie schon lange nicht mehr ausfüllte, feixte vor Vergnügen über ihre

Erscheinung vor einem Spiegel. Soweit würde sie wohl nicht gehen. Wenn schon, sich in Goyas Œuvre spiegeln, dann in den beiden Bildern der Maja, in identischen Posen, hingestreckt auf glänzenden Seidenkissen – einmal nackt, einmal bekleidet – beide Male mit dem gleichen Selbstverständnis. Zweihundert Jahre später hatte der Fotograf Helmut Newton den Geist der beiden Bilder in Fotoserien wiederaufleben lassen.

Während sie sich dem Teil der Ausstellung näherte, dem ihr Begehren gehörte seit sie sich auf den Abend vorbereitet hatte, nahm sie die Männer wahr, die den Frauen mit Frisuren nachschielten. Ihre Aufmerksamkeit gehörte jetzt aber ausschließlich dem, was auf sie wartete.

## Das Kabinett

Sie betrat den von der restlichen Ausstellung durch Trennwände abgeteilten Bereich. Der Bereich glich einem Kabinett. Der kleine Raum war in Dämmerlicht gehüllt. Die Bilder waren von Spots einzeln beleuchtet. Hier waren sie, die Objekte ihres Verlangens. In der Presse hatte sie von der Auswahl dieser pikanten Darstellungen gelesen. Es waren nicht viele Arbeiten, die an den Wänden hingen. In Glasvitrinen lagen zudem Beispiele japanischer Bilderrollen auf, die den europäischen Künstlern einst als Vorlagen für ihre Interpretationen des Themas gedient hatten.

Valerie atmete durch. Sie freute sich, endlich dort angekommen zu sein, wohin sie sich, seit sie das Museum betreten hatte, gesehnt hatte – im sinnlichen, im erotischen Teil der Ausstellung. Augenblicklich spürte sie eine veränderte Atmosphäre als noch vor wenigen Momenten – als sie durch das Getümmel der vielen Gäste mit ihren Gläsern, dem Fingerfood und der Geräuschkulisse gestrichen war. In dem Kabinett herrschte eine ehrfürchtige, eine fast andächtig verdichtete Atmosphäre. Nur geflüsterte Worte schwebten umher. Die Luft fühlte sich zum Schneiden an – und Valerie nahm

einen ganz eigenen, einen besonderen Geruch – eine schwüle Schwere – wahr. Für sie war es ein Duft. Süßlich. So rochen Hormone – Östrogene, Testosteron – Lust, und Sex, und Schweiß. Sie war gefangen, gefesselt davon. Sie nahm die herrschende Ruhe an – bewegte sich nur noch langsam. Ihre Atmung wurde flach. Sie machte eine erste Runde entlang der Bilder. Fast alle zeigten Paare beim Liebesakt. Ihr fielen die Unterschiede zwischen den japanischen und den europäischen Darstellungen von ein und demselben Sujet auf: Die asiatischen Paare waren angezogen. Dennoch waren ihre Geschlechter überdeutlich sichtbar – übergroß, bildbestimmend – fast beängstigend. Die Gesichter der japanischen Männer waren gierig, herrisch, wirkten bedrohlich – während die Frauen gequält, fast hilfessuchend, zu ihr hochzublicken schienen. Flehten die Frauen um Erlösung, überlegte Valerie? Die europäischen Paare hingegen, waren nackt und strahlten pure Freude aus. Auf ihren Gesichtern lag Vergnügen, ja pure Lust. Valerie nickte. Sie schritt die Bilder ein zweites Mal ab, und blieb schließlich vor einer Gruppe von Graphiken, sogenannten Shungas, von Picasso, stehen. Auf dem Täfelchen las sie: Raphael und La Fornarina. Das Modell, die Bäckerstochter, war zur Geliebten des Künstlers geworden, der sie gemalt hatte. Ihr fertiger Akt stand auf der Staffelei neben der Récamiere, auf der

sich der Maler und das Mädchen nun, nach getaner Arbeit, vergnügten. Gänzlich ungeniert gab sich das Paar einander hin. Auf einem der Blätter schien der Kopf des Künstlers zwischen den gespreizten Beinen des Mädchens zu ertrinken. Hatte Picasso sich da selbst dargestellt? Auf allen Bildern waren Vulva und Penis übergroß abgebildet. Valerie trat einen Schritt zurück und erkannte die Parallelen zwischen den japanischen und Picassos Darstellungen: Mit der übergroßen Darstellung der Geschlechter war Picasso den japanischen Vorbildern, den Shungas, gefolgt. Dann nahm sie ein weiteres Detail wahr: Auf den Blättern sah ein Voyeur vom Bildrand aus dem Mädchen und dem Meister bei ihrem Liebesspiel zu. Die Liebenden schienen zu der Fratze aufzublicken. Wollten die beiden gefallen? Wer war der Zuschauer? Abermals Picasso?, oder – Valerie stockte: War gar sie selbst der Voyeur – war sie zu einer Voyeurin geworden? Zuerst war sie fasziniert – dann amüsiert.

Gustave Courbets Bildnis *L'Origine du Monde* – Der Ursprung der Welt – der Inbegriff der erotischen Malerei – stieg vor ihr auf. Hundert Jahre hatte sich das skandalumwitterte Ölgemälde in Privatbesitz befunden, bis die Öffentlichkeit es erstmals zu sehen bekam. Anders als bei Picasso, oder bei Goyas Bilder der Maja, gaben sich auf Courbets Gemälde aber weder das Modell,

noch der Auftraggeber oder der Maler selbst, zu erkennen. Mit dieser Erkenntnis, wurde Valerie die Feigheit des Werks bewusst. Wie viele Tage, vielleicht Wochen, mochte Courbet an dem Werk gearbeitet haben, bis all die feinen Schamhaare naturalistisch wiedergegeben waren? Courbet hatte es aus ihrer Sicht dennoch nicht vermocht, ein erotisches Bildnis zu schaffen – sondern hatte nur eine anatomische Abbildung gefertigt. Mit wie wenigen und leichten Strichen war es dagegen Picasso gelungen, das Vergnügen des Malers und seiner Muse, und die sinnliche Stimmung zwischen den beiden, einzufangen. Mit dem Blick auf Picassos Bilder, lies sie ihrer Fantasie freien Lauf.

Vor einigen Jahren hatte sie begonnen, sich mit Kunst zu befassen – womit sie die Vision ihrer Pubertät, wonach Kunst zu einem erfüllten Leben gehörte, seither mit Leben erfüllte. Seither besuchte sie Seminare und Vorträge, nahm an Führungen teil, und flog für manche Ausstellung schon Mal um die halbe Welt. Sie hat gelernt, dass Kunst sich wiederholte und jede Epoche, jede Stilentwicklung und Technik immer wieder bereits bekannte Themen aufgriff und zeitgemäß interpretierte. So auch jetzt wieder – wie die Bilder in dem Kabinett. Sie spürte den Parallelen und Unterschieden zwischen den japanischen Vorlagen mit den

europäischen Interpretationen – und zwischen Goya,  
Courbet, Picasso und Helmut Newton nach.

## Vertraute Stimme

In ihre Gedanken hinein, hörte sie auf einmal eine ihr zutiefst vertraute Stimme – ein Flüstern.

„Was für eine schöne Überraschung. Guten Abend Valerie. Schön, dass Du auch hier bist.“

Urs. Langsam wandte sie sich um, ihm zu, und sah zu ihm hoch – zu diesem baumlangen Mann. In dem gedämpften Licht funkelten seine dunklen Augen diabolisch. Er war braungebrannt – so wie immer, so wie sie ihn kannte. Im Sommer segelte er, und spielte Tennis. Im Winter verbrachte er jede freie Minute beim Skifahren. Einmal hatte sie mit ihm ein Winterwochenende in seiner Ferienwohnung in Davos verbracht. Über zwei Jahre waren vergangen, seit sie ihn zuletzt gesehen hatte. Er sah gut aus – wie auch damals – in Cannes, auf der Immobilienmesse, als sie ihm erstmals begegnet war. Auch heute würde er ihr sofort wieder ins Auge springen – ihr Verlangen beflügeln, ihn kennenlernen zu wollen. Er entsprach weiterhin ihren Vorstellungen eines attraktiven Mannes – wozu auch sein Alter gehörte – um Jahre jünger als sie. Das traf weiterhin zu. Ein unsichtbares Lächeln breitete sich in ihr aus. Und galant würde er auch heute sein. Jetzt lächelte sie ihm

zu. Ausgerechnet im erotischen Teil der Ausstellung waren sie sich in die Arme gelaufen.

„Hallo Urs.“ Sie küsste ihn sanft auf jede Wange. „Spannender Stoff hier, in diesem kleinen Kabinett, oder?“ Mit ihrer Bemerkung, hatte sie ungewollt eine fast intime Gesprächsebene eröffnet. Das hatte sie nicht beabsichtigt.

„Hast Du die Fotografien gesehen?“ raunte er ihr zu. „Komm mit.“

Ihr schien, dass auch Urs nicht den Versuch eines oberflächlichen ‚Na,-wie-geht’s-Dir-denn-Gesprächs‘ unternehmen wollte. Ohne dass es einen Moment des Findens bedurft hatte, fühlte sie sich augenblicklich eins mit Urs – als wäre sie ihm gestern zuletzt begegnet. Sie spürte, wie er sie bei der Hand nahm – und sie führte. Sie ließ ihn gewähren – es fühlte sich nicht übergriffig an.

“Es ist faszinierend. Seit jeher ist die Menschheit von Sexualität und Erotik durchdrungen, und wird davon getrieben. Erotische Darstellungen gibt es in allen Kulturkreisen der Welt – und seitdem die Menschheit angefangen hat, sich durch Malerei zu verewigen – zualererst mit Höhlenmalereien. Bei jeder Entwicklung, egal ob in der Malerei, Bildhauerei, in der Literatur, im Theater, oder in Comics und in Filmen – immer haben sich die sinnlichen Facetten mitentwickelt. Die

Erfindung der Photographie bildet da keine Ausnahme. Kaum konnten die Menschen fotografieren, machten sie Aktfotos. Faszinierend. Oder?“

Urs hatte Recht. Den Fotografien hatte sie sich noch nicht zugewandt. Sie betrachtete die verblassten, braunstichigen Ablichtungen von Frauen in aufreizenden Posen und Abbildungen von Details ihrer Weiblichkeit. Wie so oft, fehlten auch bei diesen Photographien, erotische Abbildungen der Herren der Schöpfung. Warum war das so? Immer nur das Weib als Akt, als Objekt der Schönheit, der Begierde, der Lust. Ist die Erotik von Männern nicht abbildbar, oder nur durch ihre Muskelkraft – in Form von Gewalt, etwa als Krieger oder im Kampfsport? Sie wusste es nicht. Jedenfalls schienen die darstellenden Künste die Abbildung von Männlichkeit nicht sonderlich zu interessieren. War der Grund vielleicht der, dass die große Mehrzahl an Künstlern Männer waren?

Noch während Urs weiter ihre Hand umfasst hielt, nahm sie aus dem Augenwinkel Frau Ackermann wahr, die das Kabinett betrat. Das weckte augenblicklich ihre Neugier. Wie würde eine so reiche Frau auf die Darstellungen reagieren? Vorsichtig drehte sie sich etwas, um Frau Ackermann im Blick zu behalten. Urs weihte sich nicht in ihren neuen Fokus ein. Komisch, dachte sie, bei den wenigsten Menschen würde sie sich

Gedanken darüber machen, was sie über Sex dachten, und wie sie es damit hielten – verhalten, gelegentlich, verspielt, stürmisch, immer in derselben Paarung, in der gleichen Stellung, immer am gleichen Wochentag, nur im Bett? Warum stellte sie sich die Frage bei ihr? Frau Ackermann war so beliebig wie jede andere Frau auf dem Empfang. Nein. Das war sie nicht – beliebig. Sie ertappte sich dabei, mit zweierlei Maß zu messen und merkte, dieser Frau nicht unvoreingenommen gegenüber zu sein. Hätte sie Frau Ackermann in einem Restaurant beobachtet, hätte sie sich vermutlich gefragt, was für kulinarische Gewohnheiten so reiche Leute pflegten? Aber Sex war lustiger. Ein leises Lachen entkam ihr unwillkürlich. Sie beobachtete Frau Ackermann, wie sie mit festem Blick und unbewegter Miene an den Darstellungen entlangging. Vor keinem Bild blieb sie länger stehen als vor einem anderen. Als Frau Ackermann an ihr und Urs vorbeikam, nickte sie unmerklich und schlenderte weiter – zurück zum Ausgang aus dem Kabinett – und entschwand ihrem Blick.

„Wer war das?“

„Eine flüchtige Bekannte.“ Mehr sagte sie nicht.

Zusammen mit Urs verließ sie den kleinen Raum – erfüllt von Heiterkeit und Lebenslust, die von einigen der Bilder auf sie übergesprungen waren. Sie schlenderten weiter durch die Ausstellung und sprachen mit

anderen Gästen, worüber sie Urs aus den Augen verlor. Plötzlich spürte sie abermals eine Hand – diesmal um ihr Handgelenk. War das wieder Urs? Bestimmt. So fasste sie nur er an. Ja. Er war es.

„Wie lange bleibst Du – in der Stadt – und wo wohnst Du?“

„Zwei Nächte bleibe ich. Freitagabend fliege ich zurück. Und wie immer wohne ich in dem kleinen Hotel in der Altstadt. Sicher erinnerst Du Dich daran.“ Sie sah, dass er sich erinnerte.

„Wollen wir auf einen Wein in eine Bar gehen?“ Weiterhin spürte sie seine Hand um ihr Handgelenk.

„Danke Dir für den netten Vorschlag. Heute nicht. Ich habe etwas Schlafdefizit und morgen wird es ein anstrengender Tag. Ich werde jetzt gehen.“

„Dann schlaf gut. Vielleicht sehen wir uns ja morgen. Und meine Handynummer hast Du ja zur Not noch, oder?“

Sie schenkte ihm ein unbestimmtes Lächeln und dachte an ihre Erinnerung am Morgen am Flughafen, als ihr wieder einmal bewusst geworden war, sich nicht durchringen zu können, Urs Kontaktdaten zu löschen. Sie trennte sich eben nur ungerne von lieb gewonnenen Stücken ihrer Sammelleidenschaft, die über einen hohen Erinnerungswert verfügten. Sie nickte ihm zu und ging.

Als sie aus dem Museum trat, wurde sie von der anhaltend hohen Temperatur empfangen. Was für ein Kontrast zu der klimatisierten Luft eben in dem Gebäude. Wenige Augenblicke später spürte sie Feuchte auf der Haut – einen Film. Noch eine animierende Wirkung an diesem Abend, freute sie sich. Was hätte der Abend sie gelangweilt, ja angeödet, wenn sie nur Gespräche zu der morgen beginnenden Tagung hätte führen können. Aber so, mit dem Smalltalk mit Roman, der Begegnung mit Frau Ackermann, den Ansichten in dem Kabinett und dem Wiedersehen mit Urs war es ein anregender Abend geworden.

In verklärter Stimmung schlenderte sie durch die Sommernacht, die dieses Prädikat wahrlich verdient hatte. Sie schätzte die Temperatur auf immer noch Mitte zwanzig Grad. Trotzdem waren die Straßen leer. Allein eine Gruppe Jugendlicher zog krakeelend durch die engen Gassen und durchschnitt mit ihrem Lärm die Stille der Nacht.

## **Lange Nacht**

Vorm Hotel	131
Weiblich	136
Zur späten Stunde	147
Zu noch späterer Stunde	156
Komplizierte Verhältnisse	160



## Vorm Hotel

Als sie auf ihr Hotel zuging, entdeckte sie neben dem Eingang einen kleinen Tisch mit zwei Stühlen im Freien. Niemand saß dort. Sie ging an die Hotel-Bar und bestellte sich ein Glas Weißwein. Damit kehrte sie nach draußen zurück und setzte sich. Gedankenverloren blickte sie vor sich hin – bis sie allmählich näherkommendes Getrappel wahrnahm. Ihr schwante, Urs würde doch noch einen Versuch wagen. Er wusste ja, wo sie logierte. Was sollte sie ihm zu ihrer Rechtfertigung sagen? Im Bett war sie schließlich nicht, wohin sie angeblich wollte. Zugleich: Sein Drängen schmeichelte ihr. Das Getrippel kam näher und sie erkannte, dass es keine Schritte eines Mannes waren. Nur Schuhe mit kleinen Absätzen erzeugten diese Laute. Dann sah sie Frau Ackermann über das Kopfsteinpflaster auf das Hotel zugehen. Mutig, dachte Valerie. Sie hätte angenommen, Menschen dieser Liga bewegten sich nur in gepanzerten Limousinen und mit Bodyguards. So konnte man sich täuschen. Sie dachte an Romans Worte, Frau Ackermann schätze es nicht, angesprochen zu werden – und beschloss, über ein Kopfnicken oder ein ‚Guten Abend‘ hinaus, nichts weiter zu sagen, wenn

sie gleich vorbeikäme. Diese Leute werden sicherlich überschüttet mit wichtigen und vor allem unwichtigen Themen und waren vermutlich froh, in Ruhe gelassen zu werden.

„Guten Abend Frau Weidenbach. Schön, Sie wiederzusehen. Das ist ja ein lauschiges Plätzchen hier. Darf ich mich zu Ihnen setzen? Auf ein Glas Wein hätte ich auch noch Lust.“

Valerie war erstaunt. Verdattert. Damit hatte sie nun wirklich nicht gerechnet. Und schon gar nicht damit, dass Frau Ackermann ihren Namen noch wusste.

„Gerne. Was möchten Sie trinken, ich hole Ihnen ein Glas.“

„Das kommt gar nicht in Frage. Ich bin gleich wieder da.“

Valerie ermahnte sich: Was sollte das denn eben? Warum hatte sie angeboten, den Wein zu holen. Das hatte schon an Anbiederung gegrenzt. Sie waren etwa gleich alt. Nur weil Frau Ackermann vermeintlich eine Person des öffentlichen Lebens war, muss sie ihr doch nicht den Bückling machen. Aber war Frau Ackermann das überhaupt, eine Person des öffentlichen Lebens? Ihr fiel abermals ein, schon lange nichts mehr über sie in irgendeiner Gazette, sei es in der Wirtschafts- oder in der Klatschpresse, gelesen zu haben. Wollte sie das so? War ihr Spaziergang, alleine vom Kunsthaus hier her

zum Hotel, Ausdruck von Normalität – führte sie trotz ihres Reichtums ein vermeintlich normales Leben?

„Herrlich, diese Nacht. Nicht viele solcher Nächte dürfen wir nördlich der Alpen erleben“, schwärmte Frau Ackermann und setzte sich mit einem Glas Wein mit an den Tisch.

Sicher erlebte sie viele solcher Nächte in ihrem Haus in Südfrankreich, ratterte es in Valeries Kopf. Aus einer Illustrierten wusste sie, dass Frau Ackermann dort ein Anwesen besaß, mit Hubschrauberlandeplatz. Augenblicklich ärgerte sie sich abermals über sich selbst. Warum gab sie sich mit solchen Oberflächlichkeiten und Vorurteilen ab.

„Wie hat Ihnen die Ausstellung gefallen?“, hörte sie Frau Ackermann fragen.

„Ganz ehrlich. Das Gebäude beeindruckt mich immer wieder aufs Neue – und meist mehr, als die kuratierten Ausstellungen. Wo immer auf der Welt ich in Museen gehe, treffe ich auf Bilder der gleichen Künstler, wie eben auch heute wieder. Wie heißt es so schön: die üblichen Verdächtigen. Es sind fraglos tolle Bilder – und sie waren zu ihrer Zeit revolutionär. Von heutigen Ausstellungsmachern wünschte ich mir allerdings regelmäßig mehr Mut. Den Mut, nicht immer wieder die bekannten Künstler zu präsentieren. Ein Andy Warhol, ein Gerhard Richter, ein Georg Baselitz und deren Liga,

wären mir auch schon zu etabliert für Ausstellungen, wie ich sie mir wünsche. Neue Impulse würde ich erleben wollen. Aber ich weiß – woher sollen die immer kommen?“ Sie dachte an das Richter-Bild von Ema, wie sie die Treppe herunterschreitet. Sie konnte das Bild nicht oft genug betrachten. Schade, dass es in Köln und nicht in Hamburg hing.

„Ich kann Sie gut verstehen. Mir geht es ähnlich“, erwiderte Frau Ackermann. „Die Stücke in der kleinen Kammer, obwohl ja auch schon älter, die japanischen Vorlagen sind sogar aus dem 19. Jahrhundert und teils älter, haben mich hingegen überrascht. Vor allem der Mut der Kuratoren, diese pikanten Darstellungen unter dem Ausstellungstitel zu subsumieren. Dabei ist es ja vollkommen richtig, auch dieses Genre dem Vergleich der künstlerischen Moden zu unterziehen.“

Sieh an, dachte Valerie. Frau Ackermann lässt den delikaten Teil der Ausstellung nicht nur nicht unter den Tisch fallen – vielmehr spricht sie einzig das Kabinett gezielt an.

„Fraglos sind die Bilder und Fotografien in dem Kabinett auch für mich das Highlight der Ausstellung“, griff sie Frau Ackermanns Kommentar auf. „Vor allem die Bilder Picassos. Die wirken auf mich geradezu fröhlich und verfügen über eine sprühende Ausstrahlung.“ Valerie hatte keine Lust, um den heißen Brei

herumzureden. Obwohl sie es doch getan hatte – drumherum geredet. Eigentlich hatte sie ‚spürbar erotische Wirkung‘ sagen wollen – hatte aber nicht übertreiben wollen. „Die japanischen Rollenbilder dagegen, empfinde ich als aggressiv bis teils geradezu gewalttätig.“

„Kabinett.“ rief Frau Ackermann. „Das ist die passende Bezeichnung für diesen intimen Raum. Und ja, abermals kann ich Ihnen zustimmen. Mir geht es ähnlich.“

Valerie saß schweigend da, in ihre Gedanken versunken – und genoss die tropische Wärme und den kühlen Wein. Dann fragte sie sich, wie der biedere, ja trutschige Auftritt von Frau Ackermann, mit ihrer offenen Art und ihrer ungenierten Ausdrucksweise zusammenpasste? Irgendwie gar nicht, entschied sie.

## Weiblich

„Wie sind Sie auf das kleine Hotel hier, gekommen?“, hörte Valerie Frau Ackermann plötzlich fragen.

„Als ich fünfzehn war, verbrachte ich hier zum ersten Mal eine Nacht. Da war das Haus noch eine bescheidene Pension – genauso, wie die Verhältnisse bei uns zuhause damals. Mehr konnte sich unsere Mutter nicht leisten. Als ich Jahre später beruflich das erste Mal nach Zürich kam, erinnerte ich mich an die Pension und stellte zu meiner Überraschung fest, was daraus geworden war: Ein schickes Boutique-Hotel. Seither wohne ich hier, wenn ich in der Stadt zu tun habe.“

„Mit fünfzehn nach Zürich. War das nicht furchtbar langweilig für ein junges Ding?“

„Zürich war für mich als Teenager der Inbegriff von Mondänität, von Eleganz – die große weite Welt. Ich weiß nicht, wie ich darauf gekommen war. Aber – na ja – all das ist Zürich ja auch ein gutes Stück weit – auch wenn ich nicht hier wohnen wollte. Meine Mutter hatte mich anlässlich meines fünfzehnten Geburtstags für zwei Tage – mit einer Übernachtung, mehr war finanziell eben nicht drin gewesen – hierher eingeladen.“

„Hatten Sie nicht erwähnt, in Köln aufgewachsen zu sein? Köln-Zürich-Köln, mit Sightseeing an zwei Tagen und nur einer Übernachtung. Wie ging das?“

„Das ist eine längere Geschichte“, sie wiegte den Kopf, „und eigentlich auch eine ganz amüsante. Soll ich erzählen?“

„Unbedingt.“

„Wie erwähnt, waren die Verhältnisse zuhause bescheiden – nein eng. Ich habe eine Zwillingsschwester, Benita, und zum zwölften Geburtstag überraschte unsere Mutter uns mit dem Vorschlag, jede von uns dürfe sich fortan eine Kurzreise zum Geburtstag wünschen. Auf Grund ihres Einkommens als Krankenschwester waren die Raten begrenzt. Jede von uns sollte die Reisen alleine mit unserer Mutter unternehmen. Die erste Reise ging in den Harz – aber zu dritt, denn weder Benita noch ich konnten uns vorstellen, voneinander getrennt zu sein. Im darauffolgenden Jahr reisten wir schon einzeln mit der Mutter. Ich wollte ans Ijsselmeer in Holland, Benita nochmals auf den Bauernhof im Harz. Als unser fünfzehnter Geburtstag näher rückte, träumte ich von Zürich als meinem nächsten Reiseziel. Meine Mutter hatte mich gefragt, wie ich denn darauf käme. ‚Das stelle ich mir einfach so elegant vor. All die schicken Geschäfte, die eleganten Menschen aus aller Welt, die dort zum Einkaufen hinkommen – und dann

der See und die Berge', hatte ich ihr vorgeschwärmt. ,Ich würde da eher an Paris denken, als an Zürich – na ja, außer natürlich bei See und Berge', war ihre Antwort. Für mich bleibt die Stadt an der Limmat der Inbegriff des Feinen, des Mondänen. Zugleich wusste ich, dass dieses Ziel zu weit weg und zu teuer sein würde. Und doch wurde mein Wunsch erfüllt. Meine Mutter hatte die Reise so geplant, dass wir zunächst eine Nacht bei einer Freundin von ihr in München verbrachten, um am nächsten Tag, frühmorgens, nach Zürich weiterzufahren. Uns reichte dann eine Übernachtung – hier in der Pension, die ja jetzt ein so schickes Designer-Hotel ist – um die Stadt in eineinhalb Tagen zu erkunden. Am zweiten Abend fuhren wir nachts zurück nach Köln, womit wir keine weitere Übernachtung brauchten.

An einem Freitag fuhren wir also los, mit dem Zug nach München, wo wir am früher Nachmittag ankamen. Lollo, die Freundin meiner Mutter, holte uns am Bahnhof ab. Ich war beeindruckt. Lollo musste reich sein. Die Familie wohnte in einem großen Haus, mit einem Garten rund herum – und sie hatten einen Hund. Ihre beiden Kinder waren nicht da. Sie gingen auf ein Internat – natürlich in der Schweiz. Damit fühlte ich mich in meiner Überzeugung bestätigt: Alles, was fein ist und mit Wohlstand zu tun hat, hat auch etwas mit der Schweiz zu tun.

Nachmittags zeigte Lollo uns die Innenstadt. Am Marienplatz lud sie mich ein, mir in einem Modegeschäft ein Erinnerungsstück zu kaufen. Wir gingen in ein Kaufhaus mit fünf Stockwerken Bekleidung – nur für Frauen. Ich war überwältigt. So etwas hatte ich noch nicht gesehen. Ich suchte mir eine Hose aus. Sie war dunkelgrün. Der Stoff changierte je nach den Lichtverhältnissen. Ich probierte die Hose an, bekam sie aber nicht zu. Die Verkäuferin sah es und sagte so etwas wie: ‚Madl, die Hosen mussd’ schon andasdrum oziang.‘ Andasdrum oziang? – ich erriet mehr, was ich tun sollte, als dass ich die Frau verstanden hatte. Ich hielt die Hose mit den Hosenbeinen nach oben, mit dem Bund nach unten – und wusste immer noch nicht weiter. Die Verkäuferin lachte. ‚Na, Madl, der Reißverschluss bei dera Hosen kört hintre.‘ Der Reißverschluss kört hintre? Ich drehte das Kleidungsstück wieder um, den Bund nach oben, die Beine nach unten, und zog die Hose erneut an – mit dem Reißverschluss hinten, mitten auf meinem Po. Jetzt passte die Hose. ‚Sigst Madl, die Hos’n basst Dira bestens. Wie’a zwoate Haud derd die Hos’n sich bei Dira oleng.‘ Ich hatte zwar wieder nicht verstanden, was die Verkäuferin gesagt hatte, fand aber, dass die Hose perfekt saß. Sie legte sich an, wie eine zweite Haut.“

In diesem Moment konnten Valerie und Frau Ackermann nicht mehr an sich halten und lachten über die Geschichte so sehr, dass sie Sorge bekamen, die Hotelgäste in den Zimmern über ihnen zu wecken. Mit einem Blick stimmten sie sich ab, gingen zur Bar und holten frischen Wein. Sie verständigten sich auf eine Flasche Fendant und kehrten auf ihre Stühle zurück.

„Und wie ging es weiter“, wollte Frau Ackermann wissen, kaum waren sie wieder auf der Gasse.

„Das geblümete Oberteil, das ich trug, passte so gar nicht zu der grünen Hose – und in dem Augenblick, in dem ich das festgestellt hatte, reichte mir die Verkäuferin auch schon eine weiße Bluse in die Kabine herein. ‚Schlüpf nei, damit sigst, wias ausschaugt, wenn’s Du a bassende Blus’n dazu oziagst.‘ Wieder ahnte ich mehr, was sie gesagt hatte, als dass ich sie verstanden hatte.

Die Bluse war aus einem traumhaft weichen Stoff, der mich umschmiegte. Ich trat aus der Kabine und das Raunen meiner Mutter und ihrer Freundin Lollo war unüberhörbar. Ich stellte mich vor einen großen Spiegel und betrachtete mich. So hatte ich mich noch nie gesehen. Die Verkäuferin schob einen zweiten Spiegel heran und stellte ihn hinter mich. Damit konnte ich auch den Reißverschluss, der ohne Deckleiste und mit übergroßen Verschlusszähnen vom Bund abwärts mitten über meinen Po verlief, betrachten. In dem Spiegelbild

erkannte ich mich nicht wieder. Ich sah eine junge Frau – und fühlte mich zum ersten Mal auch so. Wie eine Frau – weiblich. Die Ausstrahlung, die ich verspürte, fühlte sich für mich fremd an – noch. Hätte ich die Bedeutung des Begriffs Lolita gekannt, hätte ich die Wirkung verstanden. ‚In der Hose hast Du einen richtigen Knackarsch‘ testierte mir meine Schwester als wir zurück in Köln waren.

Lollo hatte dann darauf bestanden, dass ich auch die Bluse bekam. Beinahe wäre es zum Streit gekommen, als meine Mutter den Preis der Bluse auf der Kassenanzeige sah. Aber Lollo konnte sie beruhigen – und ich strahlte vor Glück – und über mein neues Lebensgefühl.

An nächsten Morgen, am Samstag, fuhren wir früh morgens mit dem Zug weiter, nach Zürich, wo wir unser Zimmer hier im Haus bezogen. Damit begann der weitere Teil der Reise: Zürich. Wir bummelten durch die Straßen, durch Geschäfte und Kirchen. Am Sonntag stand der Besuch des Kunsthauses auf dem Programm. Das Wetter war perfekt, die Sonne brannte vom Himmel – fast so wie heute auch. Ich zog natürlich meine neue Hose und die weiße Bluse an. Meine Mutter verkniff sich die Frage, ob ich nicht viel zu warm angezogen sei. Sie kannte mich zu genau und wusste, dass ich für die Stadt meiner Träume schick sein wollte.

Die gekühlten Räume im Kunsthaus waren nach der Hitze, die über der Stadt lag und in den Gassen stand, eine Wohltat. Wir gingen durch die menschenleeren Ausstellungsräume. Ich lief zwischen den Bildern hin und her, kehrte gelegentlich zu Gemälden zurück, die ich schon betrachtet hatte, und ließ alles auf mich wirken. Das Museum, ja Kunst überhaupt – Werke berühmter Maler – all das war Teil meiner Vorstellung eines eleganten Lebensstils, eines modernen Stadtlebens und dieser Stadt. Seither habe ich mich viel mit Malerei befasst und reise gelegentlich eigens für Ausstellungen um die halbe Erde.

Ich vergaß meine Mutter, die mir langsam und mit Abstand durch die Ausstellungsräume folgte. Nur einen weiteren Besucher nahm ich wahr: Einen Jungen, nur wenig älter als ich. Der schien sich kaum für die Bilder zu interessieren. Stattdessen starrte er mich unablässig an, verfolgte mich mit seinen Blicken. Ich tat, als bemerkte ich seine Hinwendung an mich nicht. Aber dann passierte es: Seine Blicke, seine Fokussierung auf mich, verursachten ein aufregendes, ein mir bis dahin gänzlich unbekanntes Kribbeln in meinem Bauch.

Den Rest des Tages, bis zur Rückfahrt nach Köln über Nacht mit dem Zug, verbrachten meine Mutter ich mit weiteren Besichtigungen und einem Spaziergang entlang des Sees. Damit ist die Geschichte aber nicht zu

Ende. Den Jungen aus dem Museum, mit dem ich kein Wort gewechselt hatte, nahm ich in meinen Erinnerungen mit. Ich weiß nicht, weshalb. Schließlich hatte ich der Begegnung mit ihm keine tiefere Bedeutung beigegeben. Und dennoch: Über Jahre hinweg, tauchte er zu den fragwürdigsten Gelegenheiten immer wieder in meinen Gedanken auf. Dann, acht Jahre später, fand unsere zufällige Begegnung im Museum eine Auflösung, wodurch die Zürich-Reise eine neue Bedeutung erhielt – und in gewisser Weise erst dann ihren Abschluss fand. Ich sehe die Szene noch genau vor mir: Christiaan, so heißt der Knabe aus dem Museum, Christiaan mit zwei „a“ geschrieben, und ich sahen uns in einem Fotoalbum Bilder meiner Kindheit und Jugendzeit an. Wir hatten uns im Studium kennengelernt. Plötzlich hatte er gestockt und auf ein Foto gedeutet. ‚Bist das Du – ist das im Kunsthaus in Zürich?‘, hatte er mich gefragt. ‚Ja, wieso?‘ Ich war natürlich verdutzt, und starrte ihn an. Er holte Luft, lies sich nach hinten in das Sofa fallen und legte den Kopf theatralisch in den Nacken. Und dann legte er los: ‚Das gibt’s ja nicht. Ich habe Dich gefunden. Na ja, gefunden ist nicht ganz richtig – ich habe Dich ja nicht gesucht. Wiedergetroffen habe ich Dich. Wir waren zur gleichen Zeit dort. Du hast mich damals wahnsinnig gemacht.‘

„Wie meinst Du das?“, fragte ich, woraufhin er folgendes Geständnis ablegte:

„Soll ich ganz ehrlich sein? Die Geschichte ist mir echt peinlich.“

„Was jetzt. Du weißt doch gar nicht, was peinlich ist.“

„Die Begegnung mit Dir, vielmehr meine Beobachtung Deiner total ungezwungenen Bewegungen, und wie Du unorthodox zwischen den Bildern hin und her gelaufen bist, hat mich damals umgehauen. Und dann diese grüne Hose. Mit dem Riesen-Reißverschluss, mitten über Deinen geilen Hintern. Der Gipfel war aber die weiße Bluse. Das Teil hat mich damals schier umgehauen. Du hattest sie bis zum letzten Knopf geschlossen. Dabei war T-Shirt-Wetter. Der weiche Stoff legte sich zwischen und um Deine Brüste, umhüllte jede einzeln – wie zwei Berge – und ein Tal dazwischen. Als hätte Christo Hügel und ein Tal verpackt. Ich erlebte die Entdeckung der Sinnlichkeit. Du hast mich damals richtig fertiggemacht. In meiner Erinnerung sind Deine Brüste übrigens größer, als heute“.

Da war mir sofort klar, dass er, Christiaan, der Junge war, der mir damals unaufhörlich mit seinen Blicken gefolgt war, statt sich auf die Bilder zu konzentrieren, und der mir das überraschende Kribbeln, dieses ganz neue, wunderbare Gefühl beschert hatte, und der mir

seit damals immer wieder im Geiste herumgespukt war?

„Wie? Was?“, habe ich ihm damals geantwortet, „ich glaube wir haben da eine gemeinsame Geschichte. Ich erinnere mich an einen Jungen, etwas älter als ich, der mich ständig angestarrt hat, statt die Bilder anzusehen. Der Junge war mit einem Erwachsenen dort, vielleicht seinem Vater. Das warst Du?“

„Der Mann war mein Patenonkel. Er hatte mich auf ein Wochenende in die Schweiz eingeladen. Und ja. Der Junge war – nein – bin ich.“

Damit hatte unsere gemeinsame Geschichte eine Auflösung gefunden. Der Junge, der in meinem Gedächtnis hängengeblieben war, war lebendig geworden. Mit meinen neuen Erkenntnissen habe ich dann begonnen, ihn so richtig zu sticheln:

„Was hat Dich denn damals so umgehauen?“, fragte ich ihn süffisant.

„Als mein Patenonkel und ich das Museum betreten hatten, begeisterten mich zu aller erst die Räume. In Gesprächen an den Tagen zuvor, auch über Architektur und Baustile, hatte mein Onkel mir interessante Sichtweisen eröffnet. Ich versuchte, die Architektur des Museums nachzuvollziehen. Alles erschien mir geordnet – glatt und plan. Ich erkannte die rechten Winkel, horizontale und vertikale Linien und versuchte zu

ergründen, ob es den goldenen Schnitt gab, von dem mein Onkel gesprochen hatte. Alles kam mir flächig vor – statt räumlich, statt dreidimensional. Die Räume waren mir zurückgenommen vorgekommen – um Kunstwerken Raum zu geben. So kam mir das damals vorgekommen. Nicht, dass ich das so hätte ausdrücken können, aber immerhin hatte ich so ähnliche Gedanken. Und dann erschienst Du – erfolgte Dein Auftritt: Du, organisch, vital, in Bewegung, dreidimensional und mit Rundungen, statt flächig. Du entzogst Dich nicht nur der Strenge der Räume. Im Gegenteil: In geradezu lüsterner Weise, hast Du Dich ihrer bemächtigt und als Deine Bühne genutzt. Alles wirkte wie eine Projektionsfläche für Deinen Auftritt, für Deine Inszenierung. Und unverzüglich hattest Du Dich auch meiner bemächtigt.'

Ich war natürlich überwältigt von Christiaans Schilderung – und ein bisschen stolz, und auch schockiert. Ich schien ihn doch für einen Moment seiner Sinne beraubt zu haben.

So. Jetzt kennen Sie die Geschichte – wie ich zum ersten Mal nach Zürich kam, dieses Hotel kennengelernt habe – und auch ein kleines Stück meines Lebens.“

## Zu später Stunde

Valerie sah auf die Uhr. Es war nach Mitternacht. Sie verspürte aber keine Müdigkeit. Die Temperatur war anhaltend warm, einmalig. Zu herrlich, um aufs Zimmer zu gehen, wo ohnehin nur Mücken warten würden.

Frau Ackermann machte ebenfalls keine Anstalten, Schlafengehen zu wollen, und so fragte Valerie:

„Und wie sind Sie auf das Hotel gekommen?“

Sie spürte ein Zögern bei Frau Ackermann. Hatte sie mit ihrer Frage einen sensiblen Punkt berührt?

„Ich schätze, ich bin nur wenig älter als Sie. Bald nach dem Sie mit fünfzehn hier logiert haben, habe ich zum ersten Mal auch hier gewohnt. Da war das Haus weiterhin in dem Zustand, wie Sie diesen schon vor mir erlebt hatten – eine einfache Pension. Der Aufenthalt war ungeplant und hatte sich aus einer Notsituation heraus ergeben. Und die Folgen konnten Werner und ich nicht absehen. Seitdem sind wir, und seit nun fünf Jahren, bin ich alleine dem Haus treugeblieben.“ Damit war die Schilderung zu Ende.

Wie passte das zusammen: ein ungeplanter Aufenthalt – aus einer Notsituation heraus und mit unabsehbaren Folgen – und dann dem Haus treugeblieben? Etwas viele kryptische Details. Hatte hinter ihrer Frage doch eine Indiskretion gesteckt, auf die Frau

Ackermann nicht tiefer hatte eingehen wollen?, fragte sich Valerie. Aus der Erwähnung des Vornamens ihres verstorbenen Mannes schloss sie, dass Frau Ackermann davon ausging, dass sie wusste, wer sie war. Das erleichterte das Gespräch. Sie würde aber verhalten bleiben, für den Fall, sich geirrt zu haben.

„Und wie haben Sie Ihren Mann kennengelernt?“ Das erschien ihr ein gangbares Thema, nach dem Frau Ackermann Werner erwähnt hatte.

„Während des Studiums absolvierte ich ein Praktikum in London. Ich kannte niemanden dort. Mein Vater hatte mich zwar bei Bekannten avisiert, wo ich mich gelegentlich gemeldet habe und zum Essen und einmal für ein Wochenende auftauchen durfte. Aber ich wollte den Kontakt nicht vertiefen. Ich hatte keine Lust auf diese Snobs und auf die Upper Class-Kids, die durch die Londoner Clubs tingelten und mit dem Geld ihrer Eltern um sich warfen. Das war so ganz anders, als ich erzogen worden war, und wie es mir gefallen hätte.

An einem Samstagmorgen unternahm ich mit dem Zug einen Tagesausflug nach Cambridge. Mit dem Stadtplan in der Hand, war ich im Innenhof eines der Colleges gestanden, als er mich ansprach – auf Englisch – fragte, ob er helfen könnte. Das war keine Anmache. Wenn Sie Werner gekannt hätten, würden Sie mir zustimmen. Es war reine Hilfsbereitschaft.

Werners Aussprache war schlecht, wirklich schlecht. Sofort war klar, dass er auch aus Deutschland kam und ich antwortete ihm auf Deutsch. Das schien ihn nicht zu überraschen. Jedenfalls sprachen wir einige weitere Sätze auf Deutsch – bis ich ihn fragte, was er in Cambridge mache. Er studiere Mathematik und Philosophie und befände sich in den Endzügen seiner Dissertation über ein philosophisches Thema, erklärte er mir. Darauf fragte er mich, was ich hier tue, in England und in Cambridge. Ich erzählte ihm von meinem Praktikum in der City, und dass ich für den heutigen Tag nach Cambridge gekommen sei, um die Stadt zu erkunden und um zu Punten. Das Punting hat er dann aufgegriffen und mir angeboten, mir zu zeigen, wie das geht.

Eine Stunde später stand er am Heck eines der flachen Holzkähne und schob uns mit Hilfe der langen Stange auf der Cam entlang, stadtauswärts, durch eine liebliche Landschaft. Jedenfalls habe ich solche Bilder in Erinnerung. Irgendwann passierten wir eine Biegung, gesäumt von mächtigen Trauerweiden, deren Zweige weit über das Wasser hingen. An dieser Stelle, erzählte Werner, trafen sich einst die Professoren der Colleges zum Baden. Sie badeten nackt. Eines Tages, es soll um 1930 gewesen sein, kam ein Kahn mit jungen Studentinnen vorbei. Beim Anblick der Badenden sollen die Frauen gekichert und einige aufgeschrien haben,

worauf sich die Professoren ein Handtuch um die Hüften wickelten. Nur der Professor für Logik nicht. Der wickelte sich das Handtuch um den Kopf. Als der Kahn mit den Damen außer Sicht war, fragten ihn die anderen, warum er sich das Handtuch um sein Gesicht gewickelt hatte, worauf der Professor für Logik geantwortet haben soll: ‚Verehrte Kollegen. Mich erkennt man immer noch am Gesicht.‘

Die Geschichte beschreibt Werner wie er war. Er liebte Klarheit und Logik. Von diesem Tag an nahmen die Dinge ihren Lauf – zwischen Werner und mir. Am darauffolgenden Wochenende besuchte er mich in London. Er erzählte von seiner Begeisterung fürs Wandern und Bergsteigen, und dass er am darauffolgenden, einem langen Wochenende, für eine Tour in die Schweiz fliegen würde. Er lebte sparsam, um sich gelegentlich solche, für die damaligen Verhältnisse extravagante Ausflüge leisten zu können. Wir beschlossen, dass ich mitkommen würde. Als wir in Kloten landeten, herrschte dichter Nebel, und es war uns wie ein Wunder vorgekommen, dass wir überhaupt hatten landen können. Eine Weiterfahrt in die Berge war uns aber als sinnlos erschien. Wie das Wetter dort sein würde, war völlig unklar. Handys mit Wetter-Apps gab es ja noch nicht. Wir beschlossen, Zürich zu erkunden, und so strandeten wir in der kleinen Pension.“

Valerie beobachtete Frau Ackermann und sah ihren in eine weite Ferne gerichteten Blick. Geht doch – das Erzählen. Hier hat Frau Ackermann also ihre erste Nacht mit einem Mann – zumindest mit Werner – verbracht. War Werner der einzige Mann in ihrem Leben gewesen? Es erschien ihr so.

„Sind Sie auch verheiratet? Haben Sie auch Kinder – so wie ich?“, fragte Frau Ackermann plötzlich.

„Ich lebe in einer Beziehung, schon seit Jahren – verheiratet bin ich aber nicht, und ich habe auch keine Kinder.“ Wie sollte sie Frau Ackermann ihre Lebensverhältnisse beschreiben – nicht mehr *Ménage à trois*, aber auch keine echte Wohngemeinschaft, weil nicht freiwillig von ihr gewählt?

„Es ist alles etwas ungewöhnlich, bei mir, bei uns“, versuchte sie sich herauszureden – vor allem auch vor sich selbst.

„Was ist daran ungewöhnlich. Das machen doch viele Paare so. Ein Tauschein ist in unserer Gesellschaft doch gar nicht mehr nötig. Und auf die, die aus moralischen Gründen auf einen Tauschein bestehen, kann ich verzichten. Verantwortungsbewusstsein, Anstand und Ehrlichkeit halte ich für weit wichtiger, als einen Tauschein.“

Mit dem letzten Attribut – der Ehrlichkeit – hatte Frau Ackermann sie erwischt – entlarvt. Sie war nicht

ehrllich gewesen, so wie Frau Ackermann eben, als sie ihre erste Nacht mit Werner – in der Pension hier – angedeutet hatte.

„Um ehrlich zu sein“, lachte Valerie etwas gequält: „lebe ich in einer WG. Unfreiwillig. Sie war sieben Jahre lang eine *Ménage à trois*. Meine Zwillingsschwester Benita und ich haben uns einen Mann, Janus, geteilt. Wir waren 40, als wir uns darauf einließen. Als es vorbei war, habe ich mir vom Reißbrett weg eine Wohnung gekauft. Das ist jetzt drei Jahre her. Die Wohnung sollte binnen achtzehn Monaten bezugsfertig sein. Für dieses Zeitfenster hatte ich mich auf die WG-Lösung mit meiner Schwester und Janus verständigt. Hätte ich die ausufernde Bauverzögerung geahnt, hätte ich mir gleich eine Übergangsbleibe gesucht. Am kommenden Montag kann ich die Wohnung nun endlich übernehmen.“

Valerie sah zu Frau Ackermann. Was dachte Frau Ackermann jetzt über sie?, – und fuhr fort, zu erzählen.

„Benita und ich sind Zwillinge, optisch leicht zu unterscheiden, aber unsere Stimmen nicht. Das Phänomen haben Benita und ich früher für so manchen Spaß genutzt. Und als es mit den Jungs losging, gaben wir uns, wenn nötig, falsche Alibis. Arme Kerle. Wir haben uns vieles geteilt. Aber dass wir uns eines Tages einen Mann teilen würden, damit hatte keine von uns gerechnet. Eines Tages hatten die Ereignisse uns einfach überrollt.“

„Eine *Ménage à trois* wäre mir auch nicht eingefallen. Aber gut. Jede Situation ist anders. Ich vermute, Werner hätte das auch nicht präferiert. Nach dem wir geheiratet hatten, kamen auch bald die Kinder. Das war schon genug *Ménage*. Da wäre kein Platz gewesen, für jemanden dritten.“

Frau Ackermann atmete hörbar durch und stellte sie, die Frage, die unausweichlich in der Luft hing: „Und – wie geht so etwas ganz praktisch – auch wenn es vorbei ist? Hängt am Kühlschrank ein mit Magneten befestigter Wochenplan, der die Stunden zu zweit, mal in der einen, mal in der anderen Besetzung, festlegt? Erscheint mir irgendwie anstrengend“, schloss sie ihr Bild der *Ménage à trois* ab. Valerie beobachtete Frau Ackermanns fragenden Blick – und plötzlich konnten sie beide nicht mehr an sich halten und prusteten los.

„Bitte etwas leiser, meine Damen“, schreckte sie der Nachtportier, der vor das Hotel getreten war, auf. Sie rissen sich zusammen, kicherten aber weiter.

„Es war alles viel unspektakulärer“, fuhr Valerie – immer noch lachend – fort. „Wir wohnten, wie auch jetzt als WG, zu dritt in einem Haus. Es ist baulich alles wie üblich aufgeteilt. Im Erdgeschoss befinden sich die Küche, das Wohn- und Esszimmer und dergleichen. Benita und ich teilen uns den ersten Stock. Jede von uns bewohnt eine Art eigene Wohnung, nur ohne Küche.“

Janus Reich befindet sich im Dachgeschoss. Er ist Komponist und arbeitet, wenn er nicht in Studios rund um die Welt unterwegs ist, von zuhause aus. In seiner Welt unterm Dach entsteht vor allem Filmmusik. Zum Sex: Darum geht es doch schließlich in Ihrer Frage, oder?“ Valerie zwinkerte Frau Ackermann zu, die keine Miene verzog und ungeduldig auf ihre Erläuterungen zu warten schien.

„Meine Schwester ist Ärztin an einem Krankenhaus – mit allem, was an Schicht- und Wochenenddiensten dazugehört. Janus und ich sind häufig verreist. Fast nie halten wir uns alle drei zur gleichen Zeit zuhause auf. Alles in allem haben sich die Dinge immer arrangiert. Und, um es abzuschließen: Flotte Dreier gab es nie.“

Jetzt konnte sich Frau Ackermann nicht mehr beherrschen. Sie verfiel in einen Lachanfall, dem sich Valerie auch nicht entziehen konnte.

„Und, um es vielleicht endgültig abzuschließen: die Urlaube – wie läuft es damit?“ fasste Frau Ackermann nach, und musste schon fast wieder losbrüllen vor Lachen.

„Wir fahren nie zusammen in Urlaub. Benita ist der sportliche Typ und macht Cluburlaube, ein Mix aus Sport, Nachtleben und chillen. Janus liebt die Natur, Ruhe, Wandern, Berge. Er läuft auf Fernwanderwegen hunderte von Kilometern, bei jedem Wetter. Dabei

findet er viele der Themen seiner Musik. Sie würden sich wundern, wenn Sie wüssten, wie viele der Filmmusiken, die Sie im Fernsehen und im Kino hören, bei uns unterm Dach ihren Ursprung haben. Und ich: Ich bin der Städte- und Kurztrip-Typ. Ich verlängere Geschäftsreisen oft um ein paar Tage. Außerdem bin ich in einer Vereinigung engagiert, einer Art Schwesternschaft – aber nichts Religiöses. Hier werden auch Reisen arrangiert, an denen ich teilnehme.“

## Zu noch späterer Stunde

Ihre Flasche war leer. Mit einem Blick verständigten sie sich wortlos, eine weitere zu wollen. Frau Ackermann stand auf und ging ins Hotel.

Valerie ärgerte sich: Warum hatte sie die *Ménage à trois* erwähnt. War sie doch längst überholt – ein Bild vergangener Tag. Ja, sie lebten zu dritt unter einem Dach – aber eben nur noch als Wohngemeinschaft. Schon seit langem hatte sie nichts mehr mit Janus gehabt – mit ihm geschlafen. Sie empfand nichts mehr für ihn, was mit Liebe oder wenigstens mit Begehren zu tun gehabt hätte. Er gehörte nur noch Benita – Benita ihm. Sie hätte die Geschichte von der *Ménage à trois* weglassen sollen. Hatte sie die Schwesternschaft etwa auch schon erwähnt? Sie wollte sich in keinem Fall in weitere Erklärungsnoté bringen.

Frau Ackermann kam zurück – mit einer Flasche Wasser in einem Kühler, statt mit Wein. Ihr folgte der Nachtportier. Er stellte Wassergläser auf den Eisentisch.

„Ich brauche erst einmal Wasser.“

Valerie war das recht. Sie nickte.

„Erstaunlich, was wir uns so alles erzählen – zwei sich fremde Frauen, in einer unvergleichlichen Sommernacht“, stellte Frau Ackermann fest, nach dem sie sich gesetzt hatte und der Portier gegangen war.

„Woher kommt das nur?“

„Ich weiß es nicht. Vielleicht haben wir intuitiv Signale des Vertrauens ausgesandt und gespürt. Das verleitet zu Offenheit. Sympathie ist auch wichtig. Ähnliche Erfahrungen und Erinnerungen – so wie wir sie beide hinsichtlich der Pension hier haben – verbinden zusätzlich. Aber Pardon: Das hier ist ja jetzt ein Hotel, ein Boutique-, ein Designer-Hotel“, legte Valerie mit leichter Ironie in der Stimme nach und rollte mit den Augen. Dann hielt sie inne: Frau Ackermanns Erinnerungen an das Hotel waren aufs engste mit Werner verknüpft. Sie musste aufpassen, nicht ungewollt taktlos zu werden. Valerie spürte der Wärme und der Luftfeuchte nach. Die Schwüle ließ sie Lust auf körperliche Nähe erahnen. Sicher hätte sie jetzt wunderbare Stunden mit Urs verbringen können – wenn sie gewollt hätte. Sie war aber froh, mit Frau Ackermann hier zu sitzen und sich zu unterhalten, statt sich mit Urs auf dem Bett zu wälzen. Das lief ihr nicht weg. Sie beobachtete Frau Ackermann, die in dieser märchenhaften Sommernacht ebenfalls besonderen Gedanken nachzuhängen schien.

„Wer war der Mann, mit dem Sie im Kabinett die Fotos angesehen haben?“, und schob kleinlaut nach: „Wenn ich das so direkt frage darf?“

Valerie war überrascht und amüsiert zugleich. Nicht nur sie selbst sammelte also so manche Beobachtung. Frau Ackermann tat das also auch. Sie hatte uns beobachtet. Und für gutaussehende Männer scheint sie auch ein Auge zu haben.

„Urs Bodmer. Ein Bekannter. Ich kenne ihn schon einige Jahren. Er lebt in Küsnacht, unweit von hier. Er führt eine Personalberatung. Nur Top-Positionen. Weltweit. Ein blitzgescheiter Kopf.“ Und dann ergänzte sie den Satz, mit dem sie hoffte, jede weitere Überlegung seitens Frau Ackermann über Urs und sie, im Keim zu ersticken.

„Gerne stelle ich Ihnen Herrn Bodmer morgen vor.“

„Er sieht gut aus, und sympathisch. Und er scheint Sie zu mögen. Sein Blick, mit dem er Sie angesehen hat, sprach Bände. Ich könnte Sie verstehen. Aber ja – ich habe es ja fast vergessen – Sie sind in der *Ménage à trois* gebunden.“ Sie stockte. „Halt. Das ist ja Vergangenheit.“

Valerie ahnte, was Frau Ackermann tatsächlich sagen wollte: Da kommt es doch sicher auf einen Mann mehr auch nicht an, oder? Valerie wurde es heiß, zu heiß. Sie fragte sich, warum Frau Ackermann solche

Bemerkungen machte. Bezweckte sie etwas bestimmtes? Es ging sie außerdem nichts an. Und die Andeutung war auch nicht witzig. Sie übergang die Anspielung und wartete ab, was als nächstes kommen würde.

„Seit Werner tot ist, ist das Thema Beziehungen keines mehr für mich. Werner war der erste und einzige Mann in meinem Leben.“

Valeries Verwirrung steigerte sich. Diese Information ging wiederrum sie nichts an – auch wenn sie sich diese Frage ja zuvor schon selbst gestellt hatte. Sollte sie die Flucht nach vorne antreten und sich jetzt auf ihr Zimmer verabschieden? Ihr war aber klar, dass das nicht ging – nicht nach der gemeinsamen Feststellung hinsichtlich des bestehenden Vertrauens zwischen ihnen. Sie konnte Frau Ackermann jetzt nicht alleine lassen – mit den Themen, die sie zu bewegen schienen: Werner – und nicht mehr stattfindende Beziehungen.

Sie beschloss, das Pferd vom anderen Ende her, aufzuzäumen.

## Komplizierte Verhältnisse

„Wie sah die Welt ihrer Kindheit aus?“ Am liebsten hätte Valerie die Frage um einen Stapel von Vorurteilen ergänzt – in einem Luxusleben, mit eigenem Kindermädchen, mit Köchin und Hausangestellten, mit Gärtnern, Chauffeur und Bodyguards, Privatschule, Ferienhäusern, etc.? Sie verkniff es sich aber. Frau Ackermanns Bescheidenheit schien ihr alles andere als aufgesetzt – und ihre Offenheit war frappierend. Wäre sie eine Journalistin, könnte sie die Gespräche nutzen, ausnutzen, und ein Medienspektakel aus Frau Ackermanns Schilderungen entfachen. Vermutlich war es dem Umstand, dass Roman sie mit Frau Ackermann in Kontakt gebracht hatte zu verdanken, dass Frau Ackermann ohne Scheu war und keine Vorbehalte ihr gegenüber hegte, sann Valerie. Romans Ruf war über jeden Zweifel erhaben. Davon schien sie zu profitieren.

„Es waren komplizierte Verhältnisse zuhause: Ein erfolgreicher Vater, der für Wohlstand sorgte und eine Mutter, die mit all dem Pomp, den mein Vater um sich aufbauschte, nichts anfangen konnte. Sie wollte nichts damit zu tun haben. Am liebsten saß meine Mutter im Schrebergarten ihrer Eltern, den sich meiner Großeltern vom Munde absparen mussten. Und ich: Ich befand

mich als Einzelkind mitten drin zwischen diesen Welten – zwischen den Polen aus väterlichem Wollen und mütterlicher Verweigerung. Wir bewohnten ein für drei Personen viel zu großes Haus – mit allem was dazugehörte, angefangen von einem Garagenhaus mit Platz für sieben Autos, über einen Pool mit Loggia-Halle, einem Tennisplatz, bis hin zu einem angeblich atomsicheren Bunker. Das war damals angesagt.“

Das klang, mutmaßte Valerie, nach einer langen Geschichte. Sie überlegte, ob das jetzt ein guter Zeitpunkt und ein unverfängliches Thema wäre, um den Abend zu beenden?, aber Frau Ackermann kam ihr zuvor.

„Es ist bald zwei Uhr. Ich bin zwar nicht wirklich müde. Ein bisschen Schlaf als Polster für die Konferenz morgen täte mir aber gut. Wenn Sie morgen Abend nichts vorhaben, können wir unser Gespräch ja vielleicht fortsetzen.“

Wollte Frau Ackermann auf diese Weise einen Umweg um die Interna ihres Lebens, ihrer Familie einschlagen?, überlegte Valerie. Sollte davon nichts an die Öffentlichkeit, die sie, Valerie, ja aber gar nicht war, gelangen? Oder ist ihr das Thema zu persönlich – vielleicht peinlich? Der bisherige Gesprächsverlauf ließ Valerie alle ihre Überlegungen als unsinnig erscheinen.

„Für morgen Abend habe ich eine lose Verabredung. Ich muss sehen, wie es damit aussieht. Wenn Sie einverstanden sind, klären wir das morgen im Verlauf des Tages. Wir werden uns ja vermutlich über den Weg lauf.“

Mit dieser Verabredung brachten sie die Gläser und den Kühler mit der leeren Wasserflasche an die Hotelbar und gingen auf ihre Zimmer.

## **Am nächsten Tag**

Ein weiterer heißer Tag	165
Souveränes Gespräch	171



## Ein weiterer heißer Tag

Die Sonne strahlte schon vom Himmel, als Valerie aufwachte. Ein Blick auf die Uhr zeigte ihr, dass es bereits neun Uhr war. Im Tagungshotel auf der anderen Seite der Limmat begann soeben die Konferenz. Egal. Sie ließ den gestrigen Abend, die Gespräche mit Frau Ackermann Revue passieren – ein denkwürdiger Abend – und war überrascht, kein Kopfweh zu haben.

Schon lange hatte sie keine vergleichbar spannende Nacht, mit vergleichbar persönlichen und vertraulichen Gesprächen mehr erlebt. Aber hatte sie das alles wissen wollen? Andererseits: Was wären die Alternativen gewesen? Hätte sie sich die heroischen Taten der Helden der Investmentszene anhören wollen – und sich dabei langweilen sollen? Nein, das wäre sicherlich keine Option gewesen. Nur Erinnerungen mit Urs aufzufrischen, wäre vielleicht eine reizvolle Alternative gewesen. Sie schmunzelte – und sah aus dem Fenster. Der Himmel war wolkenlos. Ein weiterer heißer Tag erwartete die Stadt. Laut Wetterbericht würde die Hitzeglocke auch die kommenden Tage über Europa verharren.

Was würde sie heute Abend unternehmen? Sie könnte prüfen, ob es in der Züricher Sektion der Schwesternschaft eine Veranstaltung gäbe, der sie sich

anschließen könnte. Das hätte sie aber besser vor der Anreise klären sollen. Sich so kurzfristig anzumelden, war in der Schweiz sicherlich unpassend – wo hier doch noch deutlich mehr auf Form und Etikette geachtet wurde.

Urs wäre eine Option. Er würde sie sicherlich gerne ausführen – und verwöhnen. Sie spürte wieder ihr Begehren von letzter Nacht, als sie in der tropischen Wärme an ihn gedacht hatte.

Und schließlich stand da ja auch noch der Vorschlag von Frau Ackermann im Raum, ihre Gespräche fortzusetzen. Sie beschloss, abzuwarten – zu sehen, wie der Tag sich entwickeln würden.

Sie warf das Laken zur Seite – langte zwischen ihre Beine, fühlte, und spürte alles ist glatt. Dann prüfte sie das Trapez darüber, dicht wie ein Velourteppich, weich wie Engelshaar – das sie auf sechs Millimeter hielt – und dunkel. Noch nie hat sie hier ein weißes Haar entdeckt. Die Ränder akkurat getrimmt – wie Rasenkanten in einem französischen Garten. Sie schmunzelte – nun schon zum zweiten Mal an diesem Morgen – es schien ein guter Tag zu werden.

Sie stand auf und ging ins Bad. Dreißig Minuten später saß sie an dem kleinen Metalltisch vor dem Hotel an

dem sie auch gestern Nacht gegessen hatte und trank einen Cappuccino. Schließlich ging sie zum Konferenz-Hotel.

Vorsichtig schlich sie in den Vortragssaal. Acht runde Tische mit je sechs Stühlen um jeden Tisch waren aufgestellt. Nicht alle Plätze waren besetzt. Roman war mit seiner Begrüßungsrede bereits durch. Ein Herr von einem Wirtschaftsforschungsinstitut hielt einen Vortrag über Trends im Patentwesen, als Grundlage für den Schutz von Innovationen. Sie hörte eine Zeitlang zu, bis sie anfang, die Teilnehmer nach ihr wichtigen Gesichtern abzusuchen. Sie sah Urs, er saß ganz außen, in der zweiten Tischreihe. Typisch. Er agierte lieber aus dem Hintergrund, dem Verborgenen, spielte sich nie nach vorne. Er wusste, wenige seiner Worte genügten, um aus jeder Position alle Aufmerksamkeit bei sich zu haben.

Sie sah ihn an – genau. Schließlich war sie ihm schon eine ganze Weile nicht mehr nahe gewesen – so wie früher, wenn sie verabredet waren. Dann war sie ihm allerdings meist sehr viel näher gewesen als jetzt. Gut sah er aus. Die schwarzen Locken waren unverändert dicht. Sie erspähte einige graue Strähnen an den Schläfen. Die machten ihn noch attraktiver. Er gehörte zu den Männern, die mit zunehmendem Alter immer noch besser aussahen, sinnierte sie. Und er war immer noch über

zehn Jahre jünger als sie – freute sie sich. Hatte sie noch die gleiche Wirkung auf ihn, wie einst? Fand er sie immer noch anziehend? Sie sah weiterhin gut aus, das wusste sie. Ihre Auftritte ließen nie etwas zu wünschen übrig. Dennoch: Würde ihn vielleicht das Faktum ihres Alters heute zurückhaltend sein lassen? Nein. Gestern, im Kabinett im Kunsthaus, und bei der Verabschiedung, war er galant wie eh und je – ihr zugetan. Aber wenn es wirklich darauf ankäme? Wenn es darauf ankäme – so ein Quatsch. Sie schüttelte sich. War sie noch nicht ganz wach?

Sie sah sich nach Frau Ackermann um und stellte fest, sie nicht zu sehen. Noch während der Mann vom Forschungsinstitut referierte, stahl sie sich aus dem Saal. Im Foyer ging sie zu einem der Stehtische und ließ sich einen Cappuccino bringen. Sie war noch nicht bereit, klare und ernst Gedanken zu fassen. Auch hatte sie keine Lust, sich die trockenen Themen des Vormittagsprogramms anzutun.

Nach dem sie den Kaffee getrunken hatte, verließ sie das Tagungshotel und trat hinaus. Die Sonne brannte jetzt schon fast. Sie beschloss, zum Mittagessen zurückzukommen und sich bis dahin in der Stadt herumzutreiben und auszulüften. Sie schlenderte in Richtung

Altstadt, hinauf zur Kirche St. Peter. Irgendwo dort würde sie ein Café suchen und Zeitung lesen. Auf dem Weg widerstand sie der Versuchung in ein Dessousgeschäft, das sie kannte, zu gehen. Dafür lobte sie sich und fand sich tapfer. Stattdessen kaufte sie in dem Laden gegenüber die NZZ. Damit setzte sie sich an einen Tisch vor ein Café und wartete. Niemand kam, um ihre Bestellung aufzunehmen. Während sie wartete, beschlich sie eine Idee.

Sie erhob sich wieder, ging den Weg zurück, in das Wäschegeschäft an dem sie zuvor vorbeigekommen war, und kaufte einen Bikini und Pareo. Damit lief sie zum Stadthausquai und betrat das Frauenbadi. Beschwingt von ihrer Idee, zog sich um, breitete den Pareo im Schatten eines Sonnenschirms auf dem Holzdeck aus und legte sich hin. Sie liebte die unter Denkmalschutz stehende Badeanstalt in der Limmat.

Das würde ein Arbeitstag der anderen Art werden – und Valerie überlegte, den Rest des Tages hier zu verbringen. Das Bad war zu ihrer Überraschung nur mäßig besucht. Wie einige der anderen Frauen, legte auch sie das Bikinioberteil ab. Nun genoss sie die Wärme, und überließ sich der Zeit.

Nochmals dachte sie an den gestrigen Abend, an Frau Ackermann und an Urs. Mit ihren Gedanken, blieben sie bei Urs. Die damalige Begegnung mit ihm, in Cannes, hatte eine Zäsur in ihrem Leben ausgelöst – und ihren Rückzug aus der *Ménage à trois* besiegelt. Das war nun einige Jahre her. Jetzt hatte sie ihn gestern also zufällig wiedergetroffen. Was würde anlässlich dieses Aufenthaltes in Zürich, noch alles passieren?

## Souveränes Gespräch

„Frau Weidenbach?“ Langsam tauchte Valerie aus ihren Gedanken an Urs wieder auf. Die Stimme hatte sie aber sofort erkannt. Frau Ackermann. Valerie setzte sich auf, zog die Knie an und schwang sich auf.

„Guten Morgen.“ gab sie knapp von sich. „Ist das nicht wieder ein herrlicher Tag.“ Dann schwieg sie. Ihr war nicht nach Reden.

„Ja. Unvergleichlich. Ich lege mich dort drüben hin.“ Frau Ackermann deutete in Richtung des Einstiegs ins Wasser. „Wir sehen uns später“.

Sie sah Frau Ackermann nach und war froh, nichts weiter sagen müssen. Aber noch mehr als froh, war sie erstaunt: Das war ein souveränes Gespräch unter selbstbestimmten Frauen. Keine von ihnen hatte es für notwendig erachtet, die laufende Konferenz zu erwähnen. Und offensichtlich war keine von ihnen von dem Gefühl getrieben, sich für das Nichtstun und Fernbleiben von den Vorträgen zu entschuldigen – oder sich dafür gar rechtfertigen zu müssen.

Vor Hunger wachte sie auf. Gut zwei Stunden hatte sie vor sich hingedöst. Sie ging an Frau Ackermann vorbei, die mit einem Buch auf der Brust und

geschlossenen Augen da lag, und ging Schwimmen. Danach duschte sie, zog sich ihr Kleid über, wickelte den feuchten Bikini und Pareo in die Plastiktüte des Dessousladens und ging zurück zum Tagungshotel. Die NZZ ließ sie ungelesen auf einem Tisch liegen.

Im Hotel gab sie die Tüte mit den Badeutensilien an der Garderobe ab. Im Foyer vor dem Vortragssaal lief sie Roman in die Arme. Der stand mit übervollem Teller an einem hohen Tisch und schaufelte Essen in sich hinein. Die kolossale Gewichtszunahme war einfach unfassbar, stellte sie wie schon am Vorabend erneut fest. Er könnte mehrmals ans Buffet gehen. Warum dieser Essensberg auf dem Teller? Fresssucht musste ihn im Griff haben.

„Habe ich Dich nicht heute Vormittag schon einmal kommen gesehen?“

„Richtig. Ich musste aber nochmals los, hatte noch etwas zu erledigen. Jetzt bin ich ja aber da.“ Mit diesen Worten ließ sie ihn stehen und holte sich auch etwas zum Essen.

„Hast Du Frau Ackermann gesehen?“, fragte Roman, als sie wieder bei ihm am Tisch stand. Valerie tat, als sehe sie sich unter den Gästen nach ihr um – während sie Frau Ackermann schlafend, mit einem Buch auf der Brust, im Frauenbadi wusste.

„Ich sehe sie nicht.“

Sie hörte Roman weitersprechen, aber nicht was er sagte. Ihre Gedanken oszillierten zwischen Frau Ackermann und Urs. Sollte sie die beiden miteinander bekannt machen? Oder sollte sie Urs für sich behalten? Im Augenblick sah sie Urs aber ohnehin nicht – und hinsichtlich ihrer Gefühle ihm gegenüber war sie sich nicht im Klaren.

Nach dem Mittagessen nahm sie im Tagungssaal an einem der Tische in der zweiten Reihe Platz. Der eben begonnene Vortrag langweilte sie. Sie sah sich um. Urs war nicht da. Auch Frau Ackermann war nicht aufgetaucht. Wie ein Blitz durchfuhr sie der Gedanke, die beiden könnten sich ohne ihr Zutun gefunden haben? Die Vorstellung ärgerte sie. So einfach würde sie Urs nicht preisgeben. Kurz gab sie sich kämpferisch – sank dann aber wieder zusammen und verwarf ihren unsinnigen Gedanken.

Nebenbei stellte sie fest, wie Roman sie schon eine ganze Weile beobachtete. Was wollte er – und noch dazu von ihr? Er hatte noch nie ein Auge auf sie geworfen.

Ihr Handy vibrierte. Eine anonyme Nummer. Ein Textnachricht: Liebe Frau Weidenbach, sehen wir uns

heute Abend? Antwort bitte unter +49... Grüße Monika Ackermann.

Als sie vom Display aufblickt, sah sie Roman zu ihr herübergrinsen. Jetzt verstand sie, warum er die ganze Zeit zu ihr geschaut hatte. Frau Ackermann musste ihn nach ihrer Handynummer gefragt haben. Jetzt hoffte er, zu erkennen, dass sie in Verbindung waren. Schließlich zählte jeder eingefädelte Kontakt als Erfolg für die Veranstaltung.

Sie verzog keine Miene, tat so, als würde sie seinen Blick nicht bemerken, und ließ ihn im Ungewissen. Immerhin war er es selbst gewesen, der sie auf Frau Ackermanns Diskretionsbedarf hingewiesen hatte. Ihr Blick auf das Handy konnte schließlich alle möglichen Gründe gehabt haben.

Sie lass die Nachricht nochmals. Kurz. Sachlich. Und doch persönlich – Liebe Frau .... Und: Frau Ackermann hatte ihre Handynummer mitgeschickt. Sie selbst hatte Frau Ackermann gestern Nacht vorgeschlagen, sich heute über eine Fortsetzung ihrer Gespräche abzustimmen. Jetzt musste sie der Vereinbarung nachkommen. Urs war weiterhin nicht aufgetaucht. Zu ihrem Erstaunen vermisse sie das Gefühl, sich zu ihm hingezogen zu fühlen – so wie noch gestern Nacht.

Kurzerhand antwortet sie: ‚Liebe Frau Ackermann, gerne. Wann und wo? LG Valerie‘. Eine halbe Nacht

lang hatten sie sich über so viel Persönliches ausgetauscht, und heute Vormittag war sie ihr mit nackten Brüsten gegenübergestanden. Es langte mit dem ‚Sie‘.

Die Antwort kam prompt: ‚Liebe Valerie, komme doch einfach zurück ins Frauenbadi. Abends übernimmt die Barfüsser-Bar hier den Betrieb, mit Kleinigkeiten zum Essen. Dabei gönnen sich die Helvetierinnen hier sogar Männer ;-) LG Monika‘

Monika hatte keine Uhrzeit vorgeschlagen. Um kurz nach vier Uhr beschloss Valerie, für heute genug von der Konferenz zu haben – und schlich zum zweiten Mal an diesem Tag aus dem Saal. Sie holte die Tüte mit dem Bikini und dem Pareo an der Garderobe ab, lief zum Hotel, zog sich ein anderes Kleid an, steckte Geld ein, griff wieder nach der Tüte mit den Badeutensilien – und nach einer dünnen Strickjacke. Das Handy würde sie nicht brauchen.

Darauf verließ sie das Hotel, ging zur Münsterbrücke, überquerte die Limmat, und traf wenig später im Frauenbadi ein.



## **Zum zweiten Mal im Frauenbadi**

Neues Kleid	179
Revanche	190
Warum	201
Werner	208
Wie alles anders kam	215
Bewerbungsverfahren	221
Nicht verdient	229
Mit vollen Händen	234
Freundschaft	236
Villa im Verborgenen	240
Vorläufig letzte Fragen	243
Überraschende Neuigkeiten	247
Traumnovelle	255
Motiv und Erwartung	263
Süße Rache	268
Marrakesch	272
In aller Stille	281



## Neues Kleid

Sie sah sich um, fand Monika aber nicht. Darauf zog sie den Bikini an und suchte sich einen Platz an der Außenseite des Sonnendecks. Dorthin würde die Sonne am längsten scheinen. Die Beine ließ sie über der Limmat baumeln. Eine viertel Stunde später stand Monika vor ihr.

„Hallo. Schön, dass es klappt. Ich war nur eben noch im Hotel.“

Frau Ackermann, oder Monika, hatte kein ‚Sie‘ und kein ‚Du‘ benutzt. Valerie ergriff die Initiative, das Thema klarzustellen.

„Also: Valerie und Monika, und Du – für mich wäre das schön.“

„Ja klar. Das haben wir doch schon in den SMS geklärt.“

Monika blieb stehen und sah sich um. Valerie blickte zu ihr hoch und sogleich fiel ihr die Verwandlung an Monika auf. Sie trug ein auffälliges Kleid, in einem Paisley-Muster in kräftigen Farben. Das Kleid veränderte ihre Erscheinung zur Gänze.

„Ein schickes Kleid hast Du an. Steht Dir gut“. Hätte Monika gestern nicht erwähnt, seit Werners Tod wäre das Thema Beziehung keines mehr für sie, hätte sie ihre

Anerkennung um ein ‚raffiniert‘ oder ‚durchaus sexy‘ ergänzt. Sie ließ es bleiben.

„Das Kleid fällt auf? Es ist Dir aufgefallen? Ja? Sehr gut. Das freut mich. Ich habe es vor zwei Tagen zufällig in einer Auslage gesehen. Es war das erste Mal seit Werners Tod, dass ich wieder etwas Neues, etwas Schickes und Modisches gekauft habe.“

„Das hast Du richtig gemacht. Nochmals: Kompliment.“ Sie sah, wie Monika sich freute.

„Danke, dass Du Herrn Hürlimann, ich glaube, Du nennst ihn beim Vornamen, nicht erzählt hast, wo ich den Tag verbracht habe, setzte Monika an. „Ich habe es ihm selbst erzählt, um ihn nicht zu beunruhigen. Er ist doch so stolz darauf, mich zu der Konferenz gelotst zu haben. Zumindest glaubt er, meine Teilnahme sei sein Verdienst. Dabei bin ich doch auf Drängen meines obersten Anlageberaters, dem Geschäftsführer und Chief Investment Officers meines Family Offices hier. Wüsste Herr Hürlimann, dass ich zudem nur widerwillig hergekommen bin, wäre er enttäuscht. Dass auch Du den Vormittag hier verbracht hast, weiß er immer noch nicht. Oder zumindest nicht von mir.“

Valerie antwortet nicht. Ging die Angeberei jetzt doch los – m e i n oberster Anlageberater, und m e i n Family Office? Sie war gespannt, wie es weitergehen

würde. Andererseits: Monika hatte sich gestern Abend die Freiheit genommen, die erste Nacht mit einem Mann, mit dem wohl einzigen in ihrem Leben, zu erwähnen. Warum sollte sie dann nicht genauso ungeheuerlich von den Strukturen sprechen, die ihr Leben bestimmten. Sie entspannte sich. Dennoch hatte sie keine Lust, von der Welt der Superreichen zu hören – und ärgert sich sofort, abermals in ihre ‚Vorurteilsfallen Monika‘ getappt zu sein. Sie war Monika gegenüber nicht unvoreingenommen. Das war nicht fair von ihr.

Sie erinnerte sich an ein Gespräch mit dem Privatsekretär eines Industriellen, der weltweit ein Dutzend Wohnsitze besaß. Eine wesentliche Aufgabe des Sekretärs hatte darin bestanden, sicherzustellen, dass alle Anwesen von ihrem Eigentümer jederzeit unangemeldet genutzt werden konnten. Die Kühlschränke hatten ständig mit allem gefüllt sein müssen, was der Hausherr bevorzugt aß und trank. Laufend musste das Personal vor Ort die Verfallsdaten kontrollieren und alles rechtzeitig ersetzen. Und der Eigentümer wollte bei jedem Aufenthalt alles so vorfinden, wie er es zuletzt hinterlassen hatte. Er wusste immer, welches Buch er in welchem Domizil zuletzt gelesen, und wo er es abgelegt hatte.

So ein Leben musste erschöpfend sein, war sich Valerie sicher.

Monika behielt ihr Kleid an, als sie sich zu ihr setzte. Sie hatte keine Badesachen mitgebracht. Valerie stand auf und ging an die Bar, um zwei Gläser Prosecco zu holen. Sicher würde es hier nur Champagner geben – schließlich war sie in der Schweiz, brummte sie vor sich hin. Verdammt, sie musste endlich aufhören, so kiebig zu sein. Ohne in der Speisekarte zu prüfen, ob es nicht auch etwas anderes gegeben hätte als Champagner, bestellte sie zwei Gläser. Zudem reservierte sie für einundzwanzig Uhr einen Tisch zum Essen.

Zurück am Platz, reichte sie Monika ein Glas und setzte sich. Sie stießen an. Die Holzplanken waren unverändert aufgeheizt. Valerie genoss die Wärme. Auch Monika ließen die Beine am Rand der Plattform übers Wasser baumeln.

Valerie blickte hinüber – zur anderen Uferseite, zu den gepflegten Häusern. „Meine Klein-Mädchen-Fantasien über die Eleganz dieser Stadt waren doch gar nicht so falsch. Und jetzt, mit einem Glas Champagner in der Hand, bin ich Teil meiner kindischen Vision eines mondänen Lebens. Aber ich habe Dir gestern nur die halbe Geschichte, die halbe Wahrheit erzählt – warum ich als junges Mädchen von etwas Glanz, von Eleganz, und von einem sorgenfreien Leben geträumt habe.“

Mit dem Einstieg in die Schilderungen der Verhältnisse ihrer Kindheit wollte Valerie die *Ménage à trois* endgültig hinter sich lassen – und hoffte, auch Monika würde von ihrer Kindheit und ihrem Leben erzählen.

„Ich war fünf Jahre alt, als meine Mutter unseren Vater vor die Türe setzte. Sie hatte sein ewiges Fremdgehen sattgehabt. So saßen meine Mutter, meine Schwester Benita und ich bald in einer Zweizimmerwohnung. Ein Kinderzimmer für uns Schwestern. Ein Wohnzimmer, das sich abends zum Schlafzimmer unserer Mutter verwandelte. Damals galt das alte Scheidungsrecht, mit Klärung der Schuldfrage. Unsere Mutter hatte keine Lust auf gerichtliche Streitigkeiten. Vor allem wollte sie aber unserem Vater nicht mehr begegnen – auch vor Gericht nicht länger als nötig. Sie wollte alles möglichst schnell hinter sich bringen. Durch ihre Erklärung, auf jegliche Unterhaltszahlungen für sich zu verzichten, hatte sie sozusagen die Schuld auf sich genommen. Für uns Kinder zahlte unser Vater nur das Nötigste.

Das alles war ein unglaublicher Skandal und eine einzige Sauerei. Es war unser Vater, der seine Frau, unsere Mutter, nicht nur laufend betrogen hatte, sondern auch über erheblichen Immobilienbesitz verfügte und ein florierendes Geschäft für Gebäudereinigung und Mietwäscheservice betrieb. Es wäre ihm ein Leichtes

gewesen, uns finanziell unter die Arme zu greifen. Kaum waren unsere Eltern geschieden, heiratete er Lydia, die in seinem Betrieb arbeitete. Sie sorgte für die Buchhaltung und die inneren Abläufe. Er kümmerte sich um die Kunden. Unser Vater war nicht besonders gebildet, aber geschäftstüchtig – und schlau genug, seine Grenzen zu kennen. So erlag er nicht der Versuchung, den Betrieb über eine gewisse Größe hinaus, auszuweiten. Zudem war er bequem. Und die Mieteinnahmen aus den Immobilien sorgten stetig für zusätzliche Einnahmen. Er und Lydia lebten auf großem Fuße, reisten viel, und hatten eine Motoryacht auf dem Rhein. Es fehlte ihnen an nichts, und teure Kinder bekamen sie nicht.

Die Idee, Benita und ich könnten das Gymnasium besuchen und studieren, fand unser Vater eine vollkommen überflüssige Erwägung. In den wenigen Kontakten, die es damals gab, stellte er regelmäßig klar, dass er seine Verpflichtungen uns gegenüber als erfüllt ansehen würde, sobald wir die Mittlere Reife abgeschlossen hätten und eine Ausbildungsvergütungen bezögen. Und so kam es auch.

Als Benita und ich unsere Ausbildungen schließlich abgeschlossen hatten, entschieden wir, das Abitur nachzuholen und zu studieren. Einerseits imponierte es unserem Vater, wie wir das alles durchzogen.

Andererseits schwankte er zwischen Eifersucht, Neid und beleidigt sein – weil wir alles angeschoben hatten, ohne ihn nach seiner Meinung zu fragen – und alles ohne seine finanzielle Unterstützung bewältigten. Irgendwann begann er, mit uns, seinen Töchtern, anzugeben. Gelegentlich hörten wir aus seinem Bekanntenkreis, wie stolz er auf uns wäre. Er verbreitete verwegene Behauptungen über sein Zutun zu unseren Erfolgen. Die Krönung seiner dreisten Lügen war die Aussage, wir könnten dank seiner Fürsorge nun doch noch studieren – schließlich habe er schon immer das Potential dazu in uns gesehen.

Oh – wie habe ich ihn dafür verabscheut und gehasst. Aber wie das so ist bei Kindern, auch bei erwachsenen Kindern: die Hoffnung blieb. Benita und ich ließen ein lockeres Verhältnis zu, das auch Lydia mit einschloss und unternahm gelegentlich gemeinsame Wochenendausflüge mit der Motoryacht.“

An dieser Stelle unterbrach Valerie ihren Bericht. Sie fühlte sich von den Erinnerungen an ihre Kindheit erschöpft – und niedergeschlagen. Monika wartete ab, schwieg, ließ ihr Zeit. Dann fuhr sie doch fort.

„Die Umgebung meiner Kindheit, mit ihrer Enge – finanziell und in unserer Wohnung – die Schmucklosigkeit unseres abgewetzten Viertels, und all die schäbigen Lügen meines Vaters, haben mich von etwas Glanz, von

Würde und Anstand, und von strahlender Eleganz träumen lassen. Zürich, warum diese Stadt weiß ich nicht, wurde mein Sinnbild dafür.

Irgendwann heiratete meine Schwester Benita. Für die Feier hatte sie mit keinem Zuschuss seitens unseres Vaters gerechnet. Zu ihrer Überraschung sagte er ihr Unterstützung zu – und rieb Daumen und Zeigefinger aneinander. Um es kurz zu machen: Die Unterstützung bestand in Tischwäsche aus dem Geschäft, die er ihr lieb, und zweihundert Mark, die er ihr mit gönnerhaftem Grinsen zusteckte. Die Grenzen waren mal wieder deutlich geworden.

Trotzdem pflegten Benita und ich den Kontakt weiter – ein vielleicht einseitiges Geschäft. Ob unserem Vater der Kontakt wirklich etwas bedeutete, haben wir nie herausgefunden. Mit kaum sechzig erkrankte er an Demenz. Lydia führte das Geschäft noch eine Weile fort, während unser Vater, zuerst zuhause, dann in einem Pflegeheim, vor sich hindämmerte. Vier Jahre später starb er. Und da platze die nächste Bombe.

Er hatte Lydia als alleinige Erbin eingesetzt. Wir waren davon ausgegangen, dass er ihr das Geschäft überlassen würde – und hätten das auch akzeptiert. Das er aber den ganzen Immobilienbesitz, den er nicht selbst erarbeitet, sondern auch schon ererbt hatte, nicht uns, seinen Kindern weitervererbt hatte, erfüllte uns mit

tiefer Bitterkeit und dunklem Zorn. Wir hätten auch noch verstanden, wenn er Lydia eine lebenslange Rente aus einem der Häuser zugesichert hätte. Ihr aber, kinderlos wie sie war, alles zu vererben, sprengte unsere Vorstellungskraft.

Lydia war nicht bereit gewesen, die Pflichtteilsregelung gütlich zu klären. Sie hat uns unverhohlen aufgefordert, den Klageweg einzuschlagen, wenn wir unseren Pflichtteil haben wollten. Das haben wir getan. In dem Verfahren hatte sie versucht, uns und das Gericht mit falschen Angaben zu den Immobilien über den Tisch zu ziehen. Es wurde ein Gutachten angefordert, dass das Gericht anerkannte. So kamen wir besser weg, als wir es bei einer gütlichen Einigung bereit gewesen wären, zu akzeptieren. Danach bestand kein weiterer Kontakt mehr mit Lydia.

Vor zwei Jahren meldete sie sich unerwartet. Sie ist inzwischen alt, ihre Räden sind eng. Sicherlich ist sie auch einsam. Benita hat zwei Kinder. Lydia scheint die beiden als Erben für den Immobilienbesitz im Visier zu haben. Ich wünsche den Beteiligten einen Abschluss ohne weitere Zerwürfnisse und ohne abermalige Bitterkeit. Ich halte mich aus alle dem raus und traue keinem von Lydias Worten.“

„Und was ist aus Deiner Mutter geworden?“, fragte Monika nach einer kleinen Weile des Schweigens nach.

„Die Erfahrungen mit ihrem Mann, unserem Vater, hatten sie wohl aller Illusionen über die Liebe beraubt. Nie mehr hat sie sich auf eine Beziehung, auf einen Mann eingelassen. Immer wieder, schon als wir noch Kinder waren, warnte sie uns vor falschen Erwartungen an die Liebe – und hatte die Männer gemeint. Die Vermittlung von Werten wie Vertrauen, Hoffnung und Zuversicht, war ihr nicht in die Wiege gelegt. Oder sie hatte die Erinnerungen an sie verloren.

Im Rahmen ihrer bescheidenen Möglichkeiten unterstütze unsere Mutter uns mit allem, was uns während des Studiums half. Als Benita und ich schließlich anfangen zu arbeiten und eigenes Geld zu verdienen, erschien sie erleichtert – fast wie ausgewechselt. Der Kampf war erfolgreich abgeschlossen, die Schlacht zu Ende, der Sieg errungen – so sah sie das. Ihrer Erlösung folgte der Krebs. Zwei Jahre später starb sie. Das ist nun alles schon lange her“.

Valerie spürte einen Augenblick der Schwermut – aber auch Dankbarkeit. Sie hob ihr Glas an, prostete Monika zu und trank den letzten Schluck.

„Noch eins.“ Sie hatte ihre Worte nicht als Frage, sondern als Feststellung formuliert. Sie nahm Monika das

leere Glas ab und ging zur Bar. Während neue Gläser eingewechselt wurden, wechselte sie den Bikini gegen ihr Kleid.

## Revanche

Sie hielt das beschlagene Glas hoch, gegen den sommerlichen Himmel, dem jetzt die Abendstimmung anhaftete. Sie dachte an das Buch ‚Kaleidoskop‘, das sie gelesen hatte. In der Geschichte hielt eine der Hauptfiguren ein von kaltem Wein beschlagenes Glas hoch – vor die Kulisse aus weißem Strand, türkisblau glitzern-dem Wasser und wolkenlosem Himmel: ‚Ein Bild, das Sehnsüchte freisetzt‘ – hieß es in dem Roman. Wie zu-treffend. Sehnsüchte trieben auch sie häufig an – haben sie vor Jahren an ihren Sehnsuchtsort Zürich getrieben.

„Ich schulde Dir noch eine Antwort – auf Deine Frage von gestern, nach meiner Kindheit“, ergriff Monika den Gesprächsfaden. „Wie schon erwähnt, waren es komplizierte Umstände. Ein erfolgreicher Vater, eine Mutter, die mit alle dem nichts zu tun haben wollte – und ich dazwischen. Meine Eltern kamen buchstäblich aus den sogenannten kleinen Verhältnissen. Mehr als Hauptschule war für meinen Vater nicht drin gewesen. Er sollte seinen Eltern nicht länger als nötig auf der Tasche liegen. Das klingt Dir vertraut, oder?“ Monika wandte sich ihr zu und sie stießen an.

„Mein Vater war ehrgeizig, ein Kämpfer – und sport-begeistert. In einem Produktionsbetrieb für

Elektrobauteile absolvierte er eine Lehre als Elektriker. Seine Sportbegeisterung lebte er in einem Schwimmverein aus. Er hatte sich für diesen Sport entschieden, da er außer Badehose und Schwimmbrille keine weiteren finanzielle Einstiegshürden barg.

Im Schwimmverein lernte er meine Mutter kennen und sie wurden ein Paar. Im Gegensatz zu dem rüden Ton, den mein Vater von seinem Elternhaus gewohnt war, erlebte er bei der Familie meiner Mutter Fürsorge und Ehrlichkeit. Niemand regelte Konflikte durch Schreien und mittels Prügel. In der Familie meiner Mutter herrschte wahrlich kein Überfluss, meist eher Mangel – an fast allem – aber in ihrem Schrebergarten wurde immer fröhlich gefeiert.

Nach der Gesellenprüfung arbeitete mein Vater weiter in dem Betrieb und nahm die Meisterprüfung ins Visier. Im Schwimmverein übernahm er ehrenamtlich Aufgaben und leitete bald das Jugendtraining. Meine Mutter, die immerhin die Mittlere Reife erlangen durfte, arbeitete nach Abschluss der Banklehre im Schalterraum der Sparkasse. Das war etwas Neues: Eine Frau im Kundenkontakt, statt in der Buchhaltung. Schließlich heirateten die beiden. Fünf Jahre später kam ich zur Welt.

Bald war mein Vater Schichtleiter geworden. Er erkannte Möglichkeiten, die Produktivität zu erhöhen und

die Komponenten, die das Unternehmen produzierte, zu verbessern. Dem Betrieb ging es aber schlecht, so dass niemand seine Vorschläge aufgreife wollte. Wenig später ging die Firma pleite und die Mitarbeiter wurden arbeitslos.

Mein Vater setzte sich hin, schrieb seine Ideen auf und ging mit der Kladde zum Patentamt. Ein freundlicher Herr nahm sich seiner an, erkläre ihm, wie man Patente anmeldete, und wie man damit hausieren ging.

Dann ging alles sehr schnell – zumindest im Rückblick. Der freundliche Herr vom Patentamt brachte meinen Vater mit einem Unternehmer zusammen, der seine Patente gut gebrauchen konnte. Mein Vater wollte für seine Patente aber keine Lizenzgebühren und auch keine Anstellung in dem Unternehmen. Er wollte Geschäftsanteile an der Firma des Patriarchen. Das war damals sicher eine mutige, vielleicht sogar eine dreiste Forderung. Aber genau das muss dem Eigentümer gefallen und imponiert haben.

So war mein Vater mit noch unter dreißig zum Unternehmer geworden. Später kaufte er dem kinderlosen Mehrheitseigentümer seine Anteile an der Firma ab, und weitere Unternehmen dazu. Und bald darauf erfolgten die Gründungen erste Standorte im Ausland.

Nach dem ich zur Welt gekommen war, bezogen wir ein großes Haus, in einem Villenviertel. Meine Mutter

bekam ein Mercedes Cabrio, das sie nicht wollte. Sie empfand es als unpraktisch und als viel zu auffällig. Mein Vater ließ sich von einem Chauffeur mit Schirmmütze in einem schweren und schwarzen Mercedes umherfahren – und ließ sich einen Siegelring anfertigen. In Ermangelung eines Familienwappens wurden seine Initialen in den grünen Stein eingraviert. Er erfüllte einfach alle Klischees.

Meine Mutter hingegen fand das alles schrecklich. Sie hasste die Auftritte, die sie an seiner Seite absolvieren sollte. Am liebsten hielt sie sich mit mir im Schrebergarten ihrer Eltern auf. Vermutlich versteckte sie sich vor der ihr fremden Welt, die ihr Mann dabei war, aufzubauen.

Die wirtschaftlichen Erfolge meines Vaters waren in der Tat, und nicht nur für damalige Verhältnisse, außergewöhnlich und bewundernswert. Das muss ich ihm zugestehen, und das wurde auch allgemein anerkannt. Zu einer Erfolgsgeschichte gehörten für ihn auch große Auftritte – Opernbesuche etwa, obwohl er nichts von Musik verstand. Meine Mutter konnte Opern nicht ertragen – sie liebte Schlagermusik.

Um bei den arrivierten Größen der Gesellschaft Anklang zu finden, machte er den Jagdschein und nahm von irgendeiner Universität in einem Land, in dem eines seiner Werke stand, einen Ehrendokortitel an. Er

scheute sich nicht, sich fortan als Herr Doktor ansprechen zu lassen.

All sein Erfolg, der Jagdschein, der Doktor-Titel und was er sonst noch alles um sich herum aufbaute, verhalf ihm aber nicht zu dem, wovon er träumte: Anerkennung durch die Industriegrößen. Er führte zwar ein rasant wachsendes Familienunternehmen, war aber eben kein Repräsentant einer Industriedynastie. Er blieb was er war: Ein Abkömmling aus einfachen Verhältnissen, ein Emporkömmling, ein Parvenü. Das erfüllte ihn ein Leben lang mit Bitterkeit. Nur einige schillernde Personen aus dem Showgeschäft, und ein dicker Minister ließen sich gelegentlich mit ihm fotografieren – und er sich mit ihnen – für Klatschmagazine und die Wirtschaftspresse.

Mitten in diesem Protz und Geltungssucht wuchs ich auf. Welche Bedeutung ich für meinen Vater hatte, blieb mir bis zum Schluss ein Rätsel. Als kleines Mädchen hielt er mich für Fotos gerne hoch – und als ich älter wurde, im Arm. Er sorgte für eine gute Ausbildung für mich. Natürlich stand auch ein Internat zur Debatte – und richtig – wie Du Dir denken kannst, in der Schweiz.“

Beide mussten sie lachen, und prosteten sich mit wiederum ihrem letzten Schluck zu, was diesmal Monika

veranlasste, aufzustehen und für Nachschub zu sorgen. Kaum hatte Valerie mit Dank das frische Glas entgegengenommen, fuhr Monika auch schon fort, zu erzählen.

„Ich wollte aber keine Sonderbehandlungen, also auch kein Internat. Zur Volksschule hatte mich meine Mutter jeden Morgen begleitet – und auch abgeholt. Zum Gymnasium ließ mich mein Vater von seinem Chauffeur bringen. Das wurde mir bald peinlich und ich ließ mich von dem Fahrer zwei Straßenecken früher absetzen. Als mein Vater das erfuhr, bekam der arme Mann gehörigen Ärger. Mein Vater erklärte ihm, auf dem Schulweg für meine Sicherheit verantwortlich zu sein, einschließlich der Verhinderung einer möglichen Entführung. Dabei hatte doch ich den Fahrer angestiftet, mich allmorgendlich ein paar hundert Meter von der Schule entfernt, aussteigen zu lassen – und mich dort auch wieder abzuholen. Mein Vater hatte davon nichts wissen wollen. Entführungen waren ein ernstes Thema, auch schon seinerzeit. Zugleich, so vermutete ich später, schmeichelte das Risiko einer Entführung meinem Vater – bestärkte es ihn doch in seiner Eigeneinschätzung als bedeutender Mann der Wirtschaft.

Der Kompromiss bestand darin, dass mein Vater über Jahre einen Kleinbus fahren ließ, der auf der Strecke zur Schule auch andere Kinder unserer Schule mit

aufsammelte und nach Unterrichtsende wieder abliefern. Das war o.k. für mich – nicht so bonzig – wie wir damals sagten, auch wenn sich der Fahrplan immer nach meinem Stundenplan richtete. Mit der Oberstufe schloß die Huber-Linie ein. Huber, das war mein Mädchenname.

Schon Wochen vor meinem achtzehnten Geburtstag stand mein erstes Auto in der Garage, mit dem ich mich fortan bewegte. Alles in allem ist mir, außer ein paar blöder Sprüche von Leuten, die ich ohnehin kannte, nie etwas Unangenehmes widerfahren. Unser Name tauchte zu selten in der Presse auf, um mich zum Ziel einer Entführung zu machen.

Als kleines Mädchen und bis zur Pubertät verbrachte ich häufig Zeit im Schrebergarten meiner Großeltern, wo ich meine Cousinen und Cousins traf. Das war eine wunderbare Zeit. Mein Großvater feuerte oft den Grill an und wir Kinder tobten durch den eigenen und durch die Nachbarsgärten. Überall waren Kinder, mit denen ich mich anfreundete. Es war eine unbeschwerte Zeit in einer Umgebung ohne jeden Dünkel.

Der Garten zuhause war dagegen meist unbelebt. Nur wenn mein Vater Geschäftsfreunde einlud, kehrte auch dort etwas Leben ein. Meine Mutter verhielt sich dann so ganz anders, als im Umfeld ihrer Familie. Sie

gab sich zurückhaltend, fast devot. Wie eine Hausangestellte huschte sie umher und sprach nur das Nötigste. Das war ihre Art, Geschäftsfreunde meines Vaters auf Abstand zu halten. Dabei wussten die Gäste, dass sie die Dame des Hauses war. Besucher würdigten sie mit Blumen und Geschenken. Mit ihrem Verhalten stieß sie aber viele Gäste vor den Kopf.

Ich glaube, der Grund dafür, dass ich Einzelkind geblieben bin, lag in dieser Entwicklung. Ihr Mann, mein Vater, war ihr in seinem Erfolgsrausch fremd geworden. Der drahtige Schwimmer aus dem Sportverein, in den sie sich verliebt hatte, hatte sich in einen erfolgsverliebten Geschäftsmann verwandelt, der sich zum Sporttreiben in seinen Club fahr ließ, statt in einen Verein zu gehen. Für meine Mutter hätte wohl alles bleiben können, wie es einst war – als sie sich kennengelernt und sie sich in ihn verliebt hatte. Sie wollte keine Veränderungen – und für nichts Verantwortung übernehmen, außer für mich.

Den Rest kannst Du Dir vorstellen: Mein Vater war immer mehr auf Reisen. Meist brachte er mir Geschenke mit, Touristenkitsch, oder T-Shirts mit lokalen Motiven oder Städtenamen darauf. Ab etwa meinem dreizehnten Geburtstag blendete ich das alles aus. Über die Schule hatte ich Freunde gewonnen, deren Familien mir ein Stückweit Heimat und Hafen wurden. Jedenfalls

erfuhr ich dort mehr Geborgenheit und Anteilnahme, als zuhause. Auch mehr, als bei meiner Mutter, die sich auf dem Weg in eine Depression befand. Das habe ich damals aber noch nicht verstanden.“

Monika legte wieder eine Pause ein und, als wären sie und Valerie beste Freundinnen, ihre Hand auf Valeries Arm. In ihrer anderen Hand hielt sie das Glas am Stiel und ließ es zwischen Daumen und Zeigefinger kreiseln. Valerie beobachtete die Bewegung und überlegte: War das ein Zeichen für Monikas Anspannung ob alle dem, was die Erinnerungen ans Tageslicht spülten? Sie sah, wie Monikas Blick auf der Wasseroberfläche der Limmat lag. Der Fluss kam träge aus dem See geflossen – mit kleinen Strudeln und weichen Wellentälern. Ruhe lag zwischen ihnen. Schließlich kehrte Monika zu ihren Gedanken zurück und fasste sie in Worte.

„Ich kann mich an nichts Nennenswertes erinnern, was mich mit meinen Eltern oder nur mit meiner Mutter oder nur mit meinem Vater verbindet. Es war ein cleanes Elternhaus, wenn man das so sagen kann – diszipliniert, stringent und vordergründig geordnet. Was ich mir wünschte, bekam ich. Aber ich wünschte mir nur selten etwas. Ich habe nur wenige Momente mit meinen Eltern in Erinnerung, die sich mir als

Höhepunkte meiner Kindheit oder Jugend eingebrannt haben.

Ich war eine gute Schülerin und legte das Abitur pünktlich ab. Die ersten beiden Semester wohnte ich noch zuhause, bis ich erklärte, mir eine eigene Wohnung suchen zu wollen. Zu meiner Überraschung nahmen meine Eltern das mit Verständnis auf. Vermutlich war es ihnen egal. Es würde sich dadurch ohnehin nichts ändern, waren wir uns wohl stillschweigend alle einig – mein Vater würde weiterhin viel verreist sein, meine Mutter ihren bescheidenen Lebensinteressen nachgehen.

Meine Eltern haben sich nie getrennt. Primär aus finanziellen Gründen, vermute ich. Im Falle einer Scheidung hätte mein Vater enorme Zahlungen leisten müssen, was er sicherlich nicht gewollt hätte. Und meine Mutter war wohl mit der Situation, von ihrem Mann in Ruhe gelassen zu werden, zufrieden. Zudem: Auch wenn er gesellschaftlich keine Rolle spielte, so hielt er sich an die Konvention, dass sich eine Scheidung nicht gehörte.

Als die Eltern meiner Mutter kurz hintereinander starben, ging auch bei ihr ein weiteres Licht aus. Sie starb mit kaum über fünfzig.

Erst viel später, nach dem Tod meiner Mutter, kam mit einem Schlag das ganze Ausmaß der vielen Reisen

meines Vaters ans Licht. Und dann, na ja,“ schob Monika mit einem Seufzer nach, „hatte Werners Eintritt in meine Leben begonnen, Vieles, eigentlich Alles, zu verändern – in eine ganz andere Richtung.“

„Erst viel später kam mit einem Schlag das ganze Ausmaß der vielen Reisen meines Vaters ans Licht“, hatte Monika gesagt. Was meinte sie damit? Das klingt spannend. Valerie nahm sich vor, den Hinweis nicht aus den Augen zu verlieren.

Zugleich war ihr bei Monikas letzten Sätzen klar geworden, dass sie das Gespräch umlenken musste. Andernfalls würden sie gleich von einer großen Gefühls-glocke erschlagen werden.

## Warum

„Ich habe Hunger“ platzte es aus Valerie heraus. „Das heißt wohl, Essengehen. Dieser Punkt der Tagesordnung findet meine volle Zustimmung“. Monika zwinkerte ihr zu.

Sie standen auf und gingen zu ihrem reservierten Tisch. Leise Musik erfüllte die Terrasse. Die Kellnerin nahm die Bestellungen auf. Jetzt bestellten sie Wasser.

Wieder einmal ging Valerie die historische Gemeinsamkeit des Frauenbadis und ihrer Schwesternschaft durch den Kopf: Der Umgang mit Männern. Zu beiden Einrichtungen hatten Männer nur bedingten Zugang. Im Frauenbadi hatten Männer erst hundertsechzig Jahren nach Eröffnung erstmals Zutritt erhalten – beschränkt auf den abendlichen Restaurant- und Barbetrieb. In der Schwesternschaft waren es ebenfalls die einstigen gesellschaftlichen Gegebenheiten, die zu einer eingeschränkten Mitgliedschaft für Männer geführt hatten. Auch heute würde keine der Schwestern an dem Prinzip rüttelte, war sich Valerie sicher – und hoffte, die Züricher Frauen von heute, würden die historische Einschränkung für Männer im Frauenbadi auch in Zukunft zu ihrem Vorteil nutzen und verteidigen.

Während sie auf das Wasser warteten, beobachtete Valerie Monika. Sollte sie jetzt von sich erzählen, oder Monikas letzte Bemerkung zu Werners Eintritt in ihr Leben aufgreifen? Aber eine andere Frage kam ihr plötzlich in die Quere.

„Gestern erwähntest Du, dass es schon erstaunlich sei, was wir uns so alles erzählen und hast dabei die Besonderheit unserer Situation auf den Punkt gebracht: ‚zwei sich fremde Frauen‘. Darüber denke ich schon die ganze Zeit nach. Nur selten treffe ich Menschen, mit denen so etwas passiert. Zumal in unserem Alter. Vermutlich habe ich noch nie vergleichbar intensive Gespräche mit jemanden geführt, den ich noch keine achtundvierzig Stunden kannte. Wir springen zwischen unterschiedlichen Themen hin und her und knüpfen nahtlos an bereits angerissene Schilderungen wieder an. Unser Faden reißt nicht ab, selbst wenn Minuten des Schweigens oder Stunden der Trennung dazwischenliegen. Bemerkenswert. Na ja“, seufzte sie schließlich, „irgendwann ist vielleicht auch bei doch uns alles erzählt.“

Die Melancholie dieses Satzes blieb ihr nicht verborgen. Das hatte sie nicht beabsichtigt.

„Erzähle mir, wenn Du magst, von Deiner Schwesterschaft. Was steckt dahinter, wie oft trifft ihr Euch? Ist das eine Hamburger Institution? Gibt es denn dort

keine Ansätze für vergleichbar interessante Begegnungen und Gespräche mit Tiefgang – wie die unseren?“

Sie hatte die Schwesternschaft also doch erwähnt. Sofort war Valerie hellwach – alarmiert. Jetzt galt es, vorsichtig zu sein. Das wusste sie nur zu gut. Sie würde keine von Monikas Fragen unbeantwortet lassen. Aber sie durfte auch keine weiteren Fragen auslösen. Sie sah den Widerspruch zu ihrer gerade noch geäußerten Feststellung, wie ungewöhnlich offen sie beiden sich persönlichste Details ihrer Leben anvertrauten. Aber Einblicke in die Schwesternschaft: das ginge zu weit und würde allen Regeln widersprechen. Gelassen und mit entspannter Stimme wollte sie das Thema schnell vom Tisch bekommen.

„Die Schwesternschaft besteht seit bald hundert Jahren. Ihr Anfang liegt im Berlin der frühen 1920er Jahre. Heute gibt es in einigen Städten Europas Sektionen. Auch hier in Zürich. Darüber hinaus in Amerika, in Asien und sogar je eine in Sydney und Auckland. Dabei ist die Vereinigung kein Verein, oder dergleichen. Wir verfügen über keine formale Satzung oder dergleichen, und sind in keinem Handels- oder Vereinsregister eingetragen. Es gibt nur wenige Grundregeln, die seit der Gründung unverändert gelten. Ordentliche Mitglieder können Frauen ab dem dreißigsten Lebensjahr werden. Die Mitgliedschaft gilt für sie auf Lebenszeit. Der

Zweck der Vereinigung ist die Förderung des geistigen und körperlichen Wohlergehens aller Mitglieder. Dazu unterhalten wir dauerhaft angemietete Räume, die den Mitgliedern auch für persönliche Anlässe wie Familienfeiern oder Firmenveranstaltungen zur Verfügung stehen. Wir veranstalten jahreszeitliche Feste und Treffen, zum Beispiel Oster- oder Sonnwendfeuer, Wahlpartys, Bälle anlässlich des jährlichen Hafengeburtstags und dergleichen. Zu diesen Anlässen können Mitglieder auch Gäste mitbringen. Eine Besonderheit sind die vierzehntägig stattfindenden Jour fixe. Die sind ausschließlich den Mitgliedern vorbehalten. Anlässlich der Jour fixe werden das Essen und die Getränke vorab geliefert und vom Hauspersonal bereitgestellt. Eine halbe Stunde vor Beginn der Jour fixe verlassen alle Servierkräfte das Haus. Das erlaubt eine besondere, eine persönliche Atmosphäre.

Gelegentlich organisieren wir auch Kulturreisen. Für die Feier des hundertjährigen Bestehens der Schwesternschaft im kommenden Jahr haben wir beispielsweise eine ehemalige Karawanserei vor den Toren Marrakeschs, die heute ein Hotel beherbergt, für fünf Tage vollständig angemietet. Tagsüber stehen Ausflüge in die Stadt oder Richtung Atlasgebirge auf dem Programm, abends sind wir unter uns – feiern – und lassen uns kulinarisch verwöhnen. Es ist also häufig was los.

Viele der Sitten und Gebräuche sind wie überall in solchen Vereinigungen“ ließ Valerie ihre Schilderung ausklingen.

„Hört sich an wie die Vereinigung der Schlaraffen, nur eben für Frauen, statt für Männer.“

Für Monikas Bemerkung war Valerie dankbar. Der Vergleich kam gern an dieser Stelle. Sie hatte ein Bild geprägt, das bedingt stimmte – aber doch ein Stück weit von der Wahrheit entfernt war. Allerdings lag der Schwerpunkt der Schlaraffen, neben der Geselligkeit, auf den Atzungen, wie sie ihre Prunkgelage nannten. Mit diesem Fokus unterschieden sich die Schlaraffen gravierend von der Schwesternschaft.

„Das klingt exklusiv – und auch fantasievoll, wenn ich nur an den Event in Marrakesch denke. Darf ich fragen, wie das finanziert wird? Allein die fest angemieteten Räume bedeuten doch eine erhebliche finanzielle Verpflichtung. Und wie bekommt Ihr einen Mietvertrag zustande, wenn Ihr keine Körperschaft seid? Entschuldige. Aber ich bin einfach geprägt von meiner Welt“, versuchte Monika die Nachfrage zu entschärfen und ihre Neugier zu kaschieren.

Achtung, ermahnte sich Valerie. Jetzt wird das Eis noch nicht dünn, aber glatt. Hier half immer eine gute Portion Offenheit, um zu viel Neugier oder gar Misstrauen im Keim zu ersticken.

„Die Kosten in Hamburg verteilen sich auf hundertfünfzig aktive Mitglieder. Du kannst Dir leicht ausrechnen, was unser Jahresbudget ist, wenn jedes der Mädels, so nennen wir uns, einen Jahresbeitrag von tausendfünfhundert Euro zahlt. Das ist günstiger als jede Mitgliedschaft in einem Golfclub. Daneben haben wir eine weitere Einnahmequelle – unsere inaktiven Mitglieder. Das sind die Ladies, die meist aus Altersgründen nicht mehr zu den Treffen kommen. Sie sind von den Beiträgen entbunden, überweisen aber aus Verbundenheit und in Erinnerung an die Ereignisse, die sie während der aktiven Zeit erlebt haben, vielfach weiterhin den Jahresbeitrag. Das macht fast nochmals die gleiche Summe aus. Bei diesem Budget bleibt sogar regelmäßig etwas übrig. Damit unterstützen wir Mitglieder, die in Not geraten sind.“

Valerie hoffte, Monika würde sich mit diesen Erläuterungen zufriedengeben.

„Und wie gestaltet ihr als Nicht-Körperschaft die Zahlungsströme?“

Sie hätte es wissen müssen, schmunzelte Valerie innerlich. Monika lässt nicht locker. Zugleich gefiel ihr Monikas Hartnäckigkeit. Also gut, auch das heikle Thema der Finanzen und des Mietvertrags musste auf den Tisch. Auch darauf war sie vorbereitet.

„In Lichtenstein haben wir ein Mitglied, das Mitinhaberinnen einer Privatbank ist. Bei ihrer Bank unterhalten wir ein Konto, das durch einen Treuhänder vor Ort verwaltet wird. Auf das Konto überweisen alle Mädels ihre Beiträge, und von da gehen alle Zahlungen ab. Auch die Miete für das Haus in Hamburg. Unsere Vermieterin ist, was für ein Zufall“, sie zwinkerte Monika zu, „ebenfalls Mitglied der Hamburger Sektion. Sie vereinnahmt die Miete regulär und in marktüblicher Höhe. Dem deutschen Fiskus geht kein Euro verloren. Also alles sitten- und gesetzeskonform.“

## Werner

„So läuft das alles.“ Mit diesem Satz hoffte Valerie, das Thema der Schwesternschaft zu beenden. Um das abzusichern, schob sie eine Frage hinterher, die ihr einen Themenwechsel erlaubte: „Und dann hatte Werners Eintritt in meine Leben begonnen, Vieles, eigentlich Alles, zu verändern – in eine ganz andere Richtung“, waren zuvor Deine Worte. Was hatte sich geändert?“

Valerie war froh, jetzt auf Monikas Eis wechseln zu können. Aber vielleicht war das Thema Werner ja kein Glatteis – nicht mehr. Monikas Antwort würde es zeigen. Andernfalls würde sie das Gespräch einfach mal stocken zu lassen.

„Nach dem Werner und ich das erste Mal dort drüben, in der kleinen Pension,“ sie deutete über die Limmat zur anderen Uferseite, Richtung Hotel, „übernachtet haben und bald danach mein Praktikum in London zu Ende war, mussten wir neue Wege finden, uns zu treffen. Das war kein Problem. Schließlich wohnte ich zwischenzeitlich in einer eigenen Wohnung im Uni-viertel von Bonn. Dass ich immer wieder für ein paar Tage verreist war, merkte weder meine Mutter noch mein Vater. Beide waren viel zu sehr mit sich selbst,

jeder für sich, mit den eigenen Befindlichkeiten beschäftigt. Also flog ich einige Male zu Werner nach England.

Es gab zwei Gründe, warum ich es war, die jedes Mal reiste, statt das Werner zu mir kam: Er lag in den Endzügen seiner Dissertation, die er möglichst schnell abschließen wollte, denn ihm lag ein Stellenangebot einer Investmentberatung für Mergers & Acquisitions vor. Er musste nur noch das Eintrittsdatum eintragen und unterschreiben. Bei alle dem hatte er keine Zeit für Tändeleien wie Reisen. Zudem, und das war der zweite Grund, hätte sein Budget die Reiserei nur selten zugelassen. Ich hatte beides – Zeit und Geld. Allen war gedient. Einige Monate später zog Werner nach München und nahm seine Tätigkeit in der Unternehmensberatung auf. Wenig später folgte ich ihm an die Isar. Das alles sagt natürlich nichts über uns als Paar aus, und was sich bald veränderte. Wie soll ich ihn beschreiben? Wie war Werner.

Er war hochintelligent, analytisch, nicht aus der Fassung zu bringen, und er liebte Musik. Und er war eins: Absolut wertfrei. Er kannte keinen Dünkel, ließ jeden gewähren, und wurde nie laut. Wenn ihm jemand unangenehm war oder ihm Meinungen widerstreben, musste er das nicht aussprechen. Seine Umgebung verstand ihn auch ohne Worte. Die Menschen spürten, wann sie Abstand zu ihm wahren sollten. Sie spürten es

so deutlich, dass sie den Abstand suchten. Das alles machte ihn aber auch unnahbar und, wie ich fand, etwas einsam. Das hat er aber wohl selbst nie so empfunden. Er hatte ja mich.“ Monika lachte bei dieser Bemerkung kurz – und mit Bestimmtheit.

„Er war ein ernster Mann, keine heitere Frohnatur. Ein echter Ost-Westfale. Große Runden sagten ihm nicht zu. Wenn, konnte man ihn in kleinem Kreis aus der Reserve locken. Dann überraschte er mit seinem trockenen Humor, manchmal auch mit erfrischendem Sarkasmus – und gelegentlich mit seinen Sangesdarbietungen. Er sang unglaublich schön. Als Schüler, und auch in Cambridge, hat er in Chören gesungen. Ein Musikstudium oder eine Gesangsausbildung wären für ihn eine Alternative zur Mathematik und Philosophie gewesen, hat er einmal erwähnt. Seine Vorbilder waren Frank Sinatra und Luciano Pavarotti. Da beide unerreichbar seien, hatte er mit einem Augenzwinkern kokettierte, hätte er sich schweren Herzens gegen eine musikalische Karriere entschieden. Sein Gesangsrepertoire umfasst auch Lieder seiner beiden Vorbilder. Damit überraschte er bei so manchen Gelegenheiten. Einmal besuchten wir das Amphitheater von Aspendos. Werner ging auf die Bühne und schmetterte am hellen Vormittag los. Er sang eine Arie aus Donizettis ‚Liebes-trank‘. Gut hundert Touristen setzten sich

augenblicklich nieder, waren mucksmäuschenstill, jubelten zum Abschluss und forderten eine Zugabe – die sie natürlich bekamen.“

Monikas Blick war wieder in eine unbestimmte Ferne gerichtet. Sie schwieg. Dann: „So war er. Nicht immer einfach, aber immer brilliant. Und zu mir war er die Umsicht und Liebe und Güte in Person. Lange wusste er nicht, wessen Tochter ich war. Als er es wusste, und ihm klar war, was auf mich als Einzelkind zukommen würde – im Erbfall und vielleicht auch schon vorher – war er einige Tage nachdenklich. Eines Abends, wir saßen in einem Biergarten – ich sehe uns noch vor mir – erklärte er, von sich aus zu den unternehmerischen Interessen meiner Familie nie einen Kommentar abzugeben oder sich einzumischen. Zugleich bot er mir an, mich jederzeit mit Fragen an ihn wenden zu können. Er würde mir seinen Rat neutral erteilen – wie jedem Mandanten – und akzeptieren, was auch immer ich entscheiden würde. Dass Werner mit seinem beruflichen Hintergrund geradezu prädestiniert war als mein Berater zu agieren, war mir bereits lange klar, als er noch gar nicht ahnte, was auf mich und damit auch auf ihn zukommen würde.“

Monika hielt abermals inne. Sie hing dem Gefühl nach, das sie damals, als sie mit Werner im Biergarten gegessen hatte, und auch all die Jahre danach, immer verspürt hatte: Dankbarkeit. Dankbarkeit dafür, ihn kennengelernt zu haben, dass sie ihm immer glauben können, ihm vertraut konnte – und für die Gewissheit, er würde immer ehrlich zu ihr sein – und es war.

„Werner war der erste Mann, über den ich mit meinen Eltern sprach. Meiner Mutter war sofort klar, dass ich es ernst meinte mit Werner. Mein Vater äußerte sich nicht. Aber ich wusste, wie er Werner sah: Ein Akademiker, mit echtem Dokortitel, in einer M&A-Beratung. Das war ihm alles zu viel und suspekt. Er hielt Werner auf Distanz, tat, als wäre Werner ihm gleichgültig. Dass er mich, seine Tochter, damit kränkte, kam ihm nicht in den Sinn. Aber dann kam eben alles ganz anders.“

Monika winkte der Kellnerin zu und während die an den Tisch kam, fragte sie Valerie: „Jetzt einen Weißwein?“ Valerie nickte zustimmend und Monika bestellte. Dann plauderten sie über das Treiben um sie herum. Die Musik war zwischenzeitlich lauter geworden und fast alle Plätze waren jetzt belegt.

Sicher erlebte Zürich nicht viele Nächte wie die letzte und diese Nacht, ging es Valerie gerade durch den Kopf, als sie eine Hand auf ihrer Schulter spürte. Das konnte in Zürich nur einer sein – Urs. Sie drehte den Kopf und blickte sich um. Sie sah hoch zu ihm, blieb sitzen und hielt ihm keine Wange für einen Kuss hin.

„Guten Abend. Das ist genau der richtige Ort, um so eine Nacht zu feiern. Das habt Ihr genau richtig gemacht“, grüßte Urs.

„Urs, darf ich Dir Monika vorstellen.“

Sie sah, wie Monika Urs zunickte, ihm aber nicht die Hand zur Begrüßung reichen. Dafür zwinkerte Monika ihr zu. Valerie wusste, dass Monika verstanden hatte, dass sie sie bewusst nicht mit ihrem Nachnamen vorgestellt hatte. Und Valerie wusste auch, dass Urs verstanden hatte, nicht zu erfahren, wer Monika war.

Urs nickte. „Hättest Du Lust, später noch in den Segelclub auf einen Wein zu kommen? Ich bin auf dem Weg dorthin. Sie sind selbstverständlich auch herzlich willkommen und eingeladen“, richtete er gerade noch so rechtzeitig an Monika, dass sie gerade eben noch den Eindruck haben konnte, tatsächlich willkommen zu sein. Monika antwortete nicht. Mit einem Blick zu Valerie überließ sie es ihr, dem Abende eventuell eine neue Richtung zu geben. Sie hatte Urs Blicke auf Valerie, gestern im Kabinett, noch genau vor Augen.

„Danke Dir, Urs, für den Vorschlag und die Einladung. Ein andermal gerne. Meine Freundin und ich haben noch einiges zu besprechen.“

Damit hatte sie Monika übergangen – vielleicht wäre Monika ja gerne noch in den Segelclub gewechselt? Zugleich hatte sie, als sie das Wort ‚Freundin‘ ausgesprochen hatte, gespürt, eine sensible Grenze berührt, vielleicht überschritten zu haben. Und: Gestern, als Urs sie im Kabinett gefragt hatte, wer die Frau war, die ihr zugenickt hatte, hatte sie geantwortet ‚Eine Bekannte, kennen sie nur flüchtig‘. Jetzt hatte sie Monika als Freundin bezeichnet. Drei fragwürdige Aussagen in drei Sätzen.

„Dann habt einen schönen Abend.“ Urs winke zum Abschied und ging.

Beide schwiegen sie. Valerie merkte Monikas Blick auf sich ruhen. Die Ungewissheit während der Konferenz am Nachmittag hinsichtlich ihre Gefühle Urs gegenüber hatten sich gelegt. Jetzt sah sie klar. Sie würde die Erinnerungen an und mit Urs nicht auffrischen, nicht wiederbeleben – heute nicht und nicht in Zukunft. Der Austausch mit Monika gab ihr etwas, was sie nicht missen wollte. Jetzt nicht und auch künftig nicht.

## Wie alles anders kam

„Bist Du noch hier?“, hörte Valerie plötzlich Monika fragen. „Ich habe noch gar nicht erzählt, wie alles anders kam.“

Valerie besann sich wieder auf das Gespräch – und auf Monika. „Leg los“, forderte sie Monika auf.

„Als mein Vater und Werner zum zweiten Mal aufeinandertrafen, wurden die Karten gelegt. Mein Vater wollte Werner in einer Mischung aus gönnerhaftem Unternehmiergehabe und väterlichem Großmut die Welt erklären. Da war er bei Werner aber an der falschen Adresse. Werner ließ meinen Vater schwadronieren und dabei ins Leere laufen. An keiner Stelle fragte Werner nach. Er wartete ab, bis meinem Vater die Luft ausgehen würde. Dann griff Werner einen seiner Punkte auf – geradezu eine Steilvorlage: Die Grenzen der Wachstumsfinanzierung für mittelständische Unternehmer. Werner fragte meinen Vater, wie er das sehe. Werner hatte es geschickt eingefädelt, die Frage abstrakt gestellt, statt auf unsere Gruppe einzugehen. Meinem Vater fiel es schwer, die Frage genauso abstrakt zu beantworten. Er kam ins Straucheln und versuchte sich über das Beispiel unserer Firmen zu retten. Das klang holprig und offensichtlich, dass mein Vater sich noch nie Gedanken zu dem Thema gemacht hatte.“

Schließlich drehte mein Vater den Spieß um. Er fragte Werner nach seiner Meinung dazu. Wieder bleibt Werner abstrakt. Auf das Terrain unserer Firmen würde er sich nicht einlassen – das war mir klar gewesen.

Werners Fähigkeit, komplizierte Sachverhalte verständlich darzustellen, beeindruckte meinen Vater im Stillen. Werner wusste das, und wusste zugleich, dass mein Vater das nie zugeben würde. Fortan wählte mein Vater in Werners Gegenwart die Themen und seine Worte mit Vorsicht.

Einige Monate nach seinem Berufsbeginn in der Unternehmensberatung lud Werner mich auf eine Amerika-Reise ein. Er verdiente von Anbeginn sehr gut, so dass er sich nicht nur wirtschaftlich unabhängig von mir fühlen konnte, sondern es auch war. Emotional war er dagegen abhängig von mir – und ich von ihm.“ Bei dieser Bemerkung schmunzelte Monika.

„Auf dem Flug nach New York, in der Business Class der Nase der 747, machte er mir den Heiratsantrag. Einen Ring hatte er dabei – und für den Fall meiner Annahme, hatte er in Las Vegas alles für eine Blitzhochzeit arrangiert. So kehrten wir vier Wochen später frisch verheiratet und ich schwanger nach Europa zurück. Wunderbare Jahre vergingen, mit Kindern, und Werners baldiger Berufung zum Partner. Vor ihm war

noch niemand in seinem Alter zum Partner gekürt worden.

Dann starb meine Mutter unerwartet, und ich war von einem Tag auf den anderen, Gesellschafterin unserer Gruppe. Das war abermals eine Zäsur. Jetzt sah sich Werner in der Pflicht – für unsere Kinder – als die künftigen Erben all dessen, was mir zugefallen war und noch auf mich zukommen würde. In diesem Pflichtbewusstsein griff Werner eine seitens meines Vaters bei-läufig gemeinte Bemerkung auf und fädelte ebenso bei-läufig ein Gespräch über den Unterschied von Familienunternehmen und Unternehmerfamilien ein. Das Gespräch sollte gravierende Folgen haben.

Werner hatte herausgestellt, dass Familien, die sich auf die Verantwortung als Kapitalgeber fokussierten, statt sich in der Tagesroutine der Geschäftsführung zu verlieren, die erfolgreicheren Familien wären. Dazu würden Unternehmerfamilien familienfremde Führungskräfte verpflichten, Beiräte bestellen und Familienstatuten erlassen. Das, so Werner, würde zugleich Druck von jenen Familienmitgliedern nehmen, die ihre Stärken auf anderen Feldern sähen, als im Unternehmertum.

Mit dem Exkurs hatte Werner genau das erreicht, was er beabsichtigt hatte: Er hatte unterschwellig an die

Eitelkeit, an das Geltungsbedürfnis meines Vaters appelliert, zu den Großen gehören zu wollen. Zugleich war mein Vater nicht mehr der Jüngste und spürte das wohl. Aus unserer ursprünglichen Kommanditgesellschaft, die schon lange zu einer GmbH & Co. KG geworden war, wurde eine Aktiengesellschaft, mein Vater Vorsitzender des Vorstands.

Das war natürlich etwas ganz anderes, klang wesentlich bedeutender, als Geschäftsführer“, schmunzelte Monika.

„Unsere Gruppe entwickelte sich rasant – auch durch Werners Analysen von Unternehmen, die zum Kauf standen. Irgendwann war der Börsengang unumgänglich geworden. Wieder war es Werner, der aus dem Hintergrund die Geschehnisse steuerte und den Aufsichtsrat erstklassig besetzte. Mein Vater besteig den Olymp, wurde Aufsichtsratsvorsitzender. “ Monika rollte mit den Augen. „Das alles hatte Werner angeschoben, sich aber konsequent im Hintergrund gehalten. Ihm war jede Form öffentlicher Wahrnehmung seiner Person und unserer Kinder unangenehm. Unsere Privatsphäre war ihm heilig. Ich selbst kam um ein Mindestmaß an Presseterminen nicht herum.

Nur mein Vater bekam den Kanal nicht voll – so als strahlender Aufsichtsratsvorsitzender. Nachdem es ihm nie gelungen war, die Anerkennung der

Unternehmergrößen des Landes zu gewinnen, zerrte er Werner, den Schwiegersohn mit Doktor-Titel und Partnerposition in einem internationalen Beratungsunternehmen, und mich und die Kinder in die Klatschpalten. Er lancierte Privatfotos an die Presse, die alles aufsaugte und breit ausrollte. Werner tobte, was meinen Vater nicht abhielt, noch zwei Mal Bilder aus unserem privaten Umfeld und Informationen dazu, an die Journaille durchzustechen. Darauf stellte Werner den Kontakt zu ihm ein. Er drohte ihm nicht, er verwehrte ihm einfach den Kontakt. Das traf meinen Vater im Mark, denn er wusste zwischenzeitlich, von Werners geräuschloser Steuerung aus dem Hintergrund, abhängig zu sein. Es dauerte einige Monate, bis Werner zu einer Aussprache bereit war. Bald danach, zog sich mein Vater aus dem Aufsichtsrat zurück.“

Trotz der ausführlichen Schilderung war es Monika gelungen, ihren Salat mit Riesengarnelen aufzuessen. Valerie hatte sich für ein Pasta-Gericht entschieden, mit einem kleinen Salat dazu.

Die Musik war zwischenzeitlich fast unerträglich laut und die Flasche leer. Valerie deutete mit einer Hand auf die Flasche und mit der anderen in Richtung ihrer Plätze, die sie zuvor an der Außenplattform

innehatten. Monika nickt, entschuldigt sich, und während sie auf die Toilette ging, orderte Valerie frische Getränke und die Rechnung.

Mit neuen Gläsern, einem Weinkühler mit einer Wein- und einer Wasserflasche, und dem Versprechen an die Kellnerin, alles unversehrt zurückzubringen, gingen sie zurück an die Plätze, die sie vor dem Essen eingenommen hatten. Die Wasserkirche und das dahinter aufragende Großmünster waren jetzt angestrahlt. Die Beleuchtung der Auslagen entlang der Straße gegenüber, erhellten die andere Uferseite. Valerie schien es, als würde die Temperatur auch diese Nacht kaum sinken.

## Bewerbungsverfahren

„Jetzt habe ich Dich aber mächtig zugetextet. Tut mir leid. Das war schon fast eine Selbstreflexion. Zugleich: Du als Frau vom Investmentfach kannst das ja alles leicht nachvollziehen.“

„Stimmt. Dabei hast Du aber wohl noch einen Pfeil im Köcher.“

„Wie meinst Du das?“ Monika sah sie überrascht und mit aufgerissenen Augen an.

„Du erwähntest, das ganze Ausmaß der vielen Reisen Deines Vaters sei erst viel später, dafür dann mit einem Schlag ans Licht gekommen.“

„Mann, bist Du eine aufmerksame Zuhörerin. Da muss ich richtig aufpassen, was ich sage“, frotzelte Monika.

„Meinst Du, so eine Bemerkung lasse ich mir durch die Lappen gehen?“

„Ich erzähle es Dir. Versprochen. Aber jetzt brauche ich eine Pause. Erzähle doch Du, was Du beruflich genau machst. Wäre das o.k. für Dich?“

„Klar. Und es ist ganz einfach. Ich arbeite in Hamburg bei einer Fondsgesellschaft. Einem breiten Publikum sind wir für unsere Fonds zu unterschiedlichen Aktienklassen und Rententiteln bekannt. Ich bin aber in einem anderen Bereich tätig, den wenige bei uns

vermuten. Das halten wir auch bewusst so. Es geht um Unternehmensfinanzierungen, mit Schwerpunkt im Seed-Funding und nachfolgende Finanzierungsrunden. Ich bringe Investoren mit Start-Ups und noch jungen Unternehmen in anschließenden Finanzierungsrunden zusammen. Deswegen bin ich hier auf der Tagung. Vor einigen Jahren sollte ich in den Vorstand aufrücken. Das wollte ich aber nicht. Den Posten habe ich gerne einem jüngeren Kollegen überlassen. Der darf sich jetzt mit Führungsaufgaben herumschlagen. Mir reichen meine beruflichen Erfolge. Das Leben ist aufregend – und genieße meine Unabhängigkeit. Ich verliere mich lieber in anderen Themen, als im Berufsleben.“

Schweigen.

„Wie kann ich mich über Deine Schwesternschaft erkundigen? Wie sehen die Aufnahmebedingungen, und dergleichen aus? Ist das auf Eurer Website vermerkt?“

Valerie hatte gehofft, die Schwesternschaft hinter sich zu haben. Jetzt war Monika durch die Hintertüre auf das Thema zurückgekommen. Sie lässt nicht locker, ihre Beharrlichkeit nervte langsam etwas, stellte Valerie für sich fest. Dabei war es nicht lange her, dass Monikas Hartnäckigkeit bewundert hatte.

Interessierte sich Monika nur aus Neugier für die Vereinigung – oder für sich selbst? In keinem Fall konnte sie sich Monika im Getümmel der Jour fixe vorstellen.

„Es gibt keine Website. Weder eine internationale noch eine deutsche. Auch schon deswegen, weil wir keine Körperschaft sind. Der viel wichtigere Grund ist aber, dass wir kein Interesse haben, öffentlich wahr genommen zu werden, gar Aufmerksamkeit zu erfahren. Diskretion ist unser oberstes Gebot. Dass es uns gibt, ist kein Geheimnis. Was wir im einzelnen veranstalten, welche Themen wir belegen, oder wer unsere Mitglieder sind, ist dagegen vertraulich – geheim sozusagen.

Ein Bewerbungsverfahren um eine Mitgliedschaft gibt es auch nicht. Ordentliche Mitglieder haben das Recht, Vorschläge für neue ordentliche und auch außerordentliche Mitglieder einzubringen. Die Vorschläge werden intern präsentiert, um allen Mädels die Chance zu geben, mögliche Einwände vorbringen zu können. Es ist immer wieder erstaunlich, welche Altlasten so manche Aspirantinnen für eine ordentliche, und Anwärter für eine außerordentliche Mitgliedschaft nachhängen und irgendeinem unserer Mädels bekannt sind. Erst wenn die interne Prüfungsphase ohne Einwände abgeschlossen ist, spricht das werbende Mitglied das potentiell neue Mitglied auf eine Mitgliedschaft an. Folgt eine Zusage, ist alles geregelt. Also auch hierbei unterscheiden wir uns nicht von anderen Gesellschaftsclubs, wobei wir den Begriff Club nicht verwenden.“

„Und was muss Frau aufweisen, um eines Eurer Mädels zu werden?“ Valerie grübelte abermals: interessiert sich Monika tatsächlich persönlich – für sich selbst?

„Der Ruf muss wie gesagt integer sein. Sie muss durch irgendetwas überzeugen, sich abheben – das kann beruflicher Art sein, eine besondere Gabe, oder einfach ihre Persönlichkeit. Und ganz wichtig: Sie muss unabhängig sein. Das heißt nicht, dass sie keinen Mann, keine Familie haben darf. Aber sie muss ihr Leben innerhalb der Schwesternschaft ohne Einmischungen aus ihrem privaten Umfeld entfalten können, und ihre Mitgliedschaft nicht rechtfertigen müssen. Wenn das nicht gewährleistet ist, wird sich das Mitglied auf Dauer bei uns nicht wohlfühlen, sich nicht unbeschwert einbringen können.“

Monika nickte, trank einen Schluck.

„Und die außerordentlichen Mitglieder. Wer sind die? Das können doch nur Männer sein, oder?“

„Du bist auch nicht besser als ich. Mir scheint, auch ich muss genau aufpassen, was ich sage.“, antwortete Valerie wie aus der Pistole geschossen – und mit einem nachdenklichen Grinsen.

„Eine Welt ganz ohne Männer ist auf Dauer doch etwas langweilig. Darüber waren sich schon die Gründerinnen der Schwesternschaft vor bald hundert Jahren

einig. Daher haben sie für Männer die außerordentliche Mitgliedschaft verankert.“

„Und was muss Mann mitbringen, um sich für eine außerordentliche Mitgliedschaft würdig zu erweisen?“

„Zunächst müssen sie mindestens fünfundzwanzig Jahren alt sein.“

„Damit dürfen die Herren der Schöpfung ja fünf Jahre früher Mitglieder werden als Frauen. Das erscheint mir merkwürdig,“ grätschte Monika in Valeries beginnende Erläuterung.

„Gut aufgepasst. Das Eintrittsalter für Männer ist ein historischer Irrtum, ein Fehler. Ursprünglich war ihr Mindestalter mit mindestens fünfunddreißig festgelegt worden, also fünf Jahre höher angesetzt, als für Frauen. Aber durch einen Verständigungsfehler, so die Legende, wurde fünfundzwanzig festgehalten. Das hätten Generationen ordentlicher Mitglieder seither berichtigen können. Aber keines der Mädels hatte wohl je Interesse daran gehabt, diesen Irrtum zu korrigieren. Wesentliche Unterscheidung zwischen den ordentlichen und den außerordentlichen Mitgliedern, also den Männern, ist der, dass die Männer über kein Stimmrecht und kein Vorschlagsrecht für neue Mitglieder verfügen. Als Ausgleich entrichten die Außerordentlichen keine Beiträge. Sie sind sozusagen auserkorene Stammgäste.“

Die Tatsache, dass die außerordentlichen Mitglieder mit Erreichen ihres fünfundfünfzigsten Lebensjahres automatisch ihre Mitgliedschaft verloren, ließ Valerie unter den Tisch fallen. Eine Diskussion darüber, wollte sie jetzt in keinem Fall mit Monika führen.

„Und da machen Männer mit, lassen sich so vorführen? Ganz abgesehen davon, dass das doch alles sicher gar nicht grundgesetzkonform ist. Aber ja, Du wirst mir erklären, dass Ihr keine Körperschaft seid. Gegen wen sollte sich eine Klage richten? Trotzdem: Werner hätte da nie mitgemacht. Was müssen das für Männlein sein, die sich darauf einlassen: Weicheier, Waschlappen. Und mit solchen Männern wollt ihr anspruchsvollen Frauen Euch umgeben? Für mich klingt das eher nach einem sich Abfinden dieser Typen. Was bekommen sie dafür – für ihre Entrechtung, für ihr devotes Verhalten?“ Monika hatte sich in Rage geredet.

Valerie schwieg, wartete ab, bis sie das Gefühl hatte, Monikas Dampf sei verflogen.

„Wie schon gesagt, über Mitglieder herrscht Stillschweigen. Ich weiß aber, dass Du mindestens zwei Herren kennst, die Mitglieder sind, einer in der Sektion in München, der andere Herr hier in Hamburg. Beide sind zugleich Mitglieder in Gremien, die Dich beraten.“

Kaum hatte Valerie das erwähnt, ging Monika im Kopf einige Herren aus ihrem Beratungsumfeld durch und fragte sich bei jedem, ob er als außerordentliches Mitglied der Schwesternschaft in Betracht käme. War Dr. Nassauer einer von ihnen? Und woher wusste Valerie, welche Herren sie kannte? Aber gut. Wer in den Führungsetagen ihrer Unternehmen und in ihren Beiräten saß, war allgemein bekannt. Und als Investmentmanagerin kannte Valerie sicher den einen oder andern von ihnen. Interessant, beendete Monika ihren stummen Exkurs.

„Die außerordentlichen Mitglieder empfinden es als äußerst entspannend,“ führte Valerie gerade weiter aus, als Monika ihr wieder uneingeschränkt zuhörte, „sich in einer Umgebung zu bewegen, zu deren Organisation sie absolut nichts beitragen müssen. Sie überlassen sich ganz den jeweiligen Themen.“

„Wie viele derartig entspannte, auserkorene außerordentliche Männer sind denn Eure Stammgäste?“

„Bitte, Monika. Entspann Dich. Wir sind doch nichts staatstragendes, keine politische Organisation oder sonst irgendwie wichtig – systemrelevant, wie das heute heißt. Das alles dient ausschließlich der Förderung des geselligen Umgangs und zur Erleichterung der wechselseitigen Bekanntschaft unter den Mitgliedern – den Ordentlichen und den Außerordentlichen.“

Wir haben übrigens doppelt so viele männliche Mitglieder, wie Mädels. Das ist doch ein Statement, oder?“

Jetzt musste sie dringend das Thema wechseln, dachte Valerie. Das Gespräch um die Schwesternschaft wurde ihr endgültig zu heiß. Noch nie hatte sie jemand derart in die Enge getrieben, in die Mangel genommen. Allerdings, räumte sie sich selbst ein, war sie auch noch nie zuvor bei ihren Schilderungen so in die Tiefe gegangen. Damit hatte sie Monikas Nachfragen selbst ausgelöst, ja, geradezu provoziert. Sie hätte genauso reagiert, gestand sie sich.

Jetzt schnell einen Themenwechsel.

## **Nicht verdient**

„Was bewegt Dich? Du bist auf Geheiß Deines obersten Anlageberaters hier auf der Konferenz. Was suchst Du, und was erwartet er von Dir. Was sollst Du ihm mitbringen, liefern?“

„Was er will, ist klar. Und aus seiner Sicht logisch. Seine Arbeitsplatzbeschreibung sieht den Schutz und die Mehrung meines Vermögens vor. Aber wo das hinführen soll, ist längst unklar. Mein Vermögen wird ständig immer mehr. Es hat sich verselbständigt und vermehrt sich haltlos und in unanständiger Weise. Nie werde ich, werden meine Kinder, oder Kindeskinde, das alles ausgeben können. Ich bewege mich in einer Spirale von Investitionen, die Erträge abwerfen, die wieder nach Anlagemöglichkeiten suchen – geradezu danach schreien. Dr. Nassauer erwartet von mir, dass ich ihm Vorschläge von Start-ups, die sich hier morgen präsentieren, mitbringe – in die er mein Geld stecken kann, um noch mehr Erträge zu generieren, noch mehr Vermögen aufzuhäufen, das wiederum Erträge erwirtschaftet.

Das alles langweilt mich bis zur Erschöpfung.

Seit einiger Zeit hadere ich mit dieser Spirale: Ich habe Geschichte und Politologie studiert und glaubte, verstanden zu haben, dass keine Epoche, keine

Dynastie, kein Herrscherhaus und keine Industriefamilie je überdauert. Lange glaubte ich, Aufstieg und Niedergang seinen ein unumstößliches Naturgesetz – wie ein schwingendes Pendel. Das betrachte ich nicht als beklagenswert. Im Gegenteil: Wo Auflösung und Untergang vonstattengehen, entsteht Platz für Neues – für Leute wie meinen Vater, der seinen Weg machen konnte. Seit einiger Zeit traue ich dem vermeintlich erkannten Naturgesetz über die Vergänglichkeit von Macht und Vermögen aber nicht mehr. Wo soll das hinführen – mein sich ständig selbst befruchtendes und vermehrendes Vermögen?

Aber viel mehr als diese Fragen treibt mich eine andere Betrachtung um: Ich gewinne zunehmend das Gefühl, mir stehe mein Vermögen gar nicht zu. Ja, rechtlich steht es mir natürlich zu. Aber nicht moralisch. Ich habe das Vermögen nicht verdient – im Sinne von erwirtschaftet – wie mein Vater es getan hat. Mein Vater hatte Ideen, verstand seine Produkte und kannte die Märkte. Werner hat unsere Gruppe aus dem Hintergrund heraus zukunftsfähig gemacht – durch Visionen, neue Strategien und Strukturen – und indem er die Geschicke der Unternehmensführung sanft den Händen meines Vaters entzogen hat. Ihm, Werner, nicht mir, hätte die Firma gehören müssen. Hinter jeder Mark, die mein Vater in die Hand genommen hatte, später hinter

jedem Euro, den Werner durch die Gremien bewegen ließ, steckten Entscheidungen, die Wachstum ausgelöst haben. Unternehmer werden nicht reich, weil sie reich sein wollen, sondern weil sie Visionen haben. Der Rest, der Reichtum, kommt ganz nebenbei, quasi als Beigabe.

Jeder Euro in meinen Händen ist dagegen ohne Inspiration, hohl, leer, ja geradezu dumm – zumindest im unternehmerischen Sinn. Ich wage zu behaupten, dass ohne Werner unser Unternehmen längst nicht mehr existieren würde oder geschluckt worden wäre. Nie wäre ich in der Lage gewesen, das Lebenswerk meines Vaters fortzuführen. Dafür schäme ich mich nicht. Von meinen Kindern erwarte ich nicht, dass sie das gleiche Geschick haben, wie ihr Vater oder Großvater. Sie sollen ausleben, worin sie gut sind, worin sie ihre Stärke sehen.

Aus dieser Betrachtung heraus, ist es doch nur konsequent zu sagen: Ich habe das Eigentum und die Verfügungsgewalt über mein Vermögen im Grunde gar nicht verdient. Oder?

Ohne Beraterstäbe und familienfremde Führungskräfte wäre ich mit meinen Unternehmungen längst an die Wand gefahren. Das Nachsehen hätten zu allererst die Arbeitskräfte und deren Familien.

Warum sollte es mir anderes ergehen, als es anderen Erben ergeht? Viele haben ihre Interessen und Stärken

auf anderen Gebieten, als auf dem Geschäftsmodell des ererbten Vermögens. Werner hatte diesen Zwiespalt immer gesehen. Genau aus diesen Gründen war er der Auffassung gewesen, Nachfolgenerationen sollten sich nicht um die Tagesroutine ihrer Unternehmen kümmern. Sollen sie sich doch mit großzügigen Apanagen, quasi mit Spielgeld aus ihren Vermögensverwaltungen amüsieren, war Werners Ansicht – Hauptsache der Unternehmensbestand war gesichert.“

Monika stand auf, griff nach der leeren Wasserflasche und murmelte: „Jetzt brauche ich etwas anderes,“ und ging zur Bar.

Das sind Sorgen, stellte Valerie süffisant und im Stillen für sich fest. Was dem einen Zuwenig in die Wiege gelegt wurde, drohte andere zu erschlagen.

Monika kam mit einer Flasche Weißwein zurück – und fuhr ohne abzuwarten fort.

„Seit bald einem Jahr stehe ich an einem Wendepunkt. Ich denke an fast nichts anderes mehr, als daran, wie ich aus diesem Kreislauf herauskomme. Bisher habe ich mit niemandem darüber gesprochen. Vor ein paar Tagen habe ich einen ersten Versuch gewagt. Mit Dr. Nassauer. Den Aufschlag habe ich aber gründlich verpatzt. Vermutlich ist Dr. Nassauer aber ohnehin nicht der richtige Sparringspartner zur Reflektion und Weiterentwicklung meiner Gedanken. Ich muss einen

unabhängigen Stab aufbauen, um das Thema und die damit verbundenen Fragen in aller Tiefe zu durchdringen.“

## Mit vollen Händen

„Es ehrt mich, von Dir in Deine Gedanken, dummen Euros Inspiration einhauchen zu wollen, eingeweicht zu werden. Ein schönes Bild übrigens. Vielleicht lese ich eines Tages von neuen, intelligenten Währungseinheiten. Die heißen dann nicht Euro, Dollar, Pfund, Yen oder Bitcoin, sondern Moni.

Kennst Du nicht Gleichgesinnte, die sich mit ähnlichen Fragen befassen. Oder bist Du eine einsame Ruferrin?“

„Da stehe ich vermutlich eher alleine da. Die Mehrzahl der Eigentümer großer Vermögen würden vermutlich über mich lachen und sagen: Die Alte spinnt. Leider vergessen wir alle nur zu leicht, dass nichts ewig ist, so wie das Leben – und dass wir nichts mitnehmen können – in das ewige Nichts.

Wir hätten alle die Möglichkeit, mit vollen Händen die Welt ein Stück weit zu verbessern, ohne dass es uns weh täte. Und ein gutes Gefühl wäre es allemal. Wie auch immer: Ob bei irgendwem radikale Denkmodelle – über die bekannten Spendenmuster hinaus – kursieren oder zumindest schlummern, weiß ich nicht.“

„Was ist radikal an Deinem Modell?“

„Meine Überlegungen beruhen auf der Tatsache, dass Spenden, auch in sehr großen Beträgen, zwar eine

Möglichkeit sind, aber keine grundsätzlichen Veränderungen bewirken – weder bei den Empfängern, noch bei mir. Der alte Trott wird damit nur fortgesetzt – und ich befände mich weiter im Auge der Spirale, laufend über neue Investitionen entscheiden zu müssen. Ich denke an eine vollständige Veränderung, eine Auflösung und Transformation des Systems, das mich umgibt. Weg von den bisherigen Produkten, hin zu neuen, sinnstiftenden Angeboten – was auch immer das sein könnte. Das wir sich finden. Zudem sieht mein Ansatz vor, nicht nur Überschüsse alternativ zu investieren, sondern an die Substanz zu gehen – im Zweifel bis dahin, dass nichts mehr übrig ist. Dabei wäre das nur eine Transformation, bei der am Ende alles noch da wäre, nur verschoben, an anderen Stellen und in andere Formen.“

„Eine Umverteilung. Das sind ja ganz schön linke Positionen, die Du da ausrollst.“

„Vergiss die Begriffe aus der Klamottenkiste der Arbeiterbewegung und des Klassenkampfes. Es geht um weit mehr. Und dass nach der Transformation nicht doch auch wieder Gewinne entstehen, schließe ich gar nicht aus. Die Frage ist dann nur, was mit diesen Gewinnen wiederum passiert. So wie bisher will ich, werde ich die mir statistisch noch zustehenden rund dreißig Lebensjahre jedenfalls nicht verbringen.“

## Freundschaft

Seit dem frühen Abend, seit sie mit Monika zusammensaß, quälte Valerie eine Frage. Sie musste sie jetzt stellen. Sie nahm all ihren Mut zusammen und stellte sie:

„Du befasst Dich mit so vielen Themen, verfügst über ein unglaublich breites Wissen und bist eine einfühlsame Frau. Gibt es jemanden, mit dem Du das alles teilen, reflektieren kannst? Vielleicht sogar einen Freund und Lebenspartner. Ich denke, ich darf die Frage stellen, nach all dem, was wir uns bereits offenbart haben.“

„Ich habe die berühmte beste Freundin. Sie heißt Elena, ist fünfzehn Jahre älter als ich und wohnt glücklicher Weise bei mir in der Nachbarschaft. Mit ihr kann ich mich über viele meiner Themen austauschen. Sie ist, ähnlich wie Werner, absolut wertfrei. Eine Eigenschaft, die ich bei den wenigsten Menschen erlebe. Von den meisten werde ich wie ein rohes Ei behandelt. Gelegentlich schlägt mir auch pure Aggression entgegen, noch bevor ich mit den Betroffenen auch nur ein Wort gewechselt habe. Elena imponieren keine materiellen Werte. Sie nimmt sich meiner Themen an – so wie ich mich ihrer. Sie hat immer eine klare Meinung – und ist nie beleidigt, wenn ich ihrem Rat nicht folge.“

„Und einen Freund?“ fasste Valerie vorsichtig nach.

„Häufig, wie eben auch – als ich sagte Elena sei wie Werner absolut wertfrei – ertappe ich mich dabei, von Werner in der Gegenwart zu sprechen, statt in der Vergangenheit. Ich lebe immer noch mit ihm – er mit mir. Die Frage eines Partners stellt sich also kaum. Abgesehen davon: Wie soll ich einen Mann kennenlernen? Natürlich bin ich auf vielen Veranstaltungen, privat wie beruflich. Dabei spüre ich die Zurückhaltung, die Vorbehalte und Unsicherheiten, die mir gegenüberstehen. Männer definieren sich über den Beruf, ihre hierarchische Stellung, das Einkommen – auch wenn sie das kaum zugeben. Seien wir doch ehrlich: Welcher Mann erträgt es, wenn die Partnerin mehr verdient, als er selbst. Mit diesem Denkmodell kann sich kaum ein Mann, den ich ernst nehmen könnte, an meiner Seite wohlfühlen. Das war mit Werner anders – damals, als wir uns kennengelernt haben, jung waren, mein Hintergrund ihm und in der Öffentlichkeit unbekannt, und die Verhältnisse noch überschaubarer waren. Ein Leben an meiner Seite schafft nur ein Mann, der dank einer eigenen Gabe über ein grundstabiles Selbstbewusstsein verfügt.

Genauso eine Situation glaubte ich vor zwei Jahren gefunden zu haben – mit einem Opernsänger. In aller Heimlichkeit wagte ich die Annäherung an ihn. Vielleicht war es die Erinnerung an Werners Freude am

Singen, die mich ermutigt hatte, mich auf das Abenteuer einzulassen? Und vielleicht hatte ich auch gehofft, wir könnten auf Grund seiner Anerkennung als hochangesehener Opernstar, nebeneinander bestehen.

Häufig war er zu Gastauftritten unterwegs, weltweit. Überall wurde er gefeiert. Zunächst fand ich das spannend und stand anfänglich einige Male seitlich an der Bühne in den Kulissen. Ich fand es aufregend, auf den umjubelten Tenor zu warten. Ich habe mich wie ein junges Ding gefühlt, das seinen Helden anhimmeln durfte. Nach ein paar Auftritte hatte ich aber genug – vom Anhimmeln und von ständig wechselnden Orten, von denen ich nicht viel mehr mitbekam, als die Hotels. Wenn ich mich schon auf eine Beziehung einlasse, dachte ich, dann möchte ich mich ohne Aufheben mit dem Mann treffen können. Das ist mit einem gefeierten Weltstar nicht möglich. Und Blitzlichtgewitter sind nun mal nicht meins. Mir war bald klar geworden, dass die Beziehung keine Chance für eine gemeinsame Zukunft hatte – und mit dieser Erkenntnis gescheitert war. So habe ich den Zauber, der keiner war, beendet, noch bevor aus der Angelegenheit, von der bis dahin nur Elena etwas wusste, eine ernste Sache wurde.

Und – naja – abgesehen von dem Tenor – welcher Mann will schon eine Frau mit über fünfzig?“

„Da muss ich widersprechen, Euer Ehren. Geradezu Protest einlegen. Ich fühle mich durchaus beehrt und gerne angenommen.“

## Villa im Verborgenen

„Na ja“, erwiderte Monika, „Du hast ja auch Deine Schwesternschaft – mit den außerordentlichen, oder waren es entspannte Männer?“, frohlockte Monika etwas gespielt. „Wie darf ich mir den Ablauf, den Rahmen für eure Zusammenkünfte, die Jour fixe und die offenen Veranstaltungen vorstellen? Mit einem langen Konferenztisch, um den alle herumsitzen?“

Erstaunlich, wie konsequent Monika immer wieder zum Thema der Schwesternschaft zurückfand, urteilte Valerie. Monika schien dabei keine Hintertür zu nutzen, sondern eine Drehtür, jammerte Valerie etwas verzweifelt. Dass musste sie jetzt mal endlich begreifen. Und so offen wie Monika über alles sprach, hat sie auch ihre Offenheit verdient – auch wenn das gegen alle Regeln der Schwesternschaft verstieß, gestand sich Valerie ein.

„Es ist ein sehr großes Haus, das wir angemietet haben, eine Villa. Sie liegt auf mittlerer Höhe der Elbchaussee, verborgen hinter altem Baumbestand. Die Urgroßeltern der Vermieterin haben es erbauen lassen. Der Park drumherum ist von der Straße aus kaum einzusehen. Der Ausblick aus den Gesellschafräumen des

Hauses und von der Terrasse in Richtung Elbe, mit all dem Schiffsverkehr, ist fantastisch. Der Autoverkehr auf der Chaussee ist dagegen unerfreulich. Das Haus eignet sich daher nicht sonderlich zum Wohnen. Für unsere Zwecke ist es dagegen ideal.

Im Erdgeschoss befinden sich die Eingangshalle, die drei ineinander übergehende großzügigen Gesellschaftsräume, die sogenannten Salons, und der Küchentrakt. Die drei Salons sind mal spärlich und locker, mal formal möbliert, je nachdem, was auf dem Programm steht und wie viele Teilnehmer sich angemeldet haben. Es ist jedes Mal eine Überraschung, wie der Hausdiener und seine Hilfskräfte die Möblierung anordnen. Ein prominenter Lichtdesigner hat uns vor einem Jahr ein Lichtkonzept installiert – toll, kann ich nur sagen.

An den Wänden sind großflächig Spiegel angebracht – quasi als Projektionsflächen für Wechselbilder, die von uns durch unser Handeln gestaltet werden. Es sind vorüberziehende, flüchtige Momentaufnahmen der Geschehnisse. Diese Flüchtigkeit ist neben der Vertraulichkeit um unsere Mitglieder und des Programms, eine wichtige Prämisse der Schwesternschaft. Nichts wird festgehalten, dokumentiert. Es herrscht striktes Aufnahmeverbot. Ich vergleiche das mit dem Colt-Verbot in Saloons des Wilden Westens. Nie werden Tonaufnahmen, Fotos oder Videos gemacht. Nichts soll in

seiner Leichtigkeit, in seiner Authentizität, Ehrlichkeit und Spontanität verloren gehen, weil irgendeine Art von Protokoll gefertigt wird.“

„Und das haltet Ihr durch? All Euer Diskretionsgedusel. Und keiner macht heimlich mit dem Handy Fotos?“

„Aus den bald hundert Jahren, die es die Vereinigung gibt, ist mir kein Fall bekannt. Um die Beschreibung abzuschließen: Im Obergeschoss befinden sich kleine Aufenthaltsräume, während im Untergeschoss die Garderoben, die Toiletten und Lagerräume untergebracht sind.

So sieht die Welt der Schwesternschaft in Hamburg aus.“

## Vorläufig letzte Fragen

„Seit wann bist Du bei der Schwesternschaft und wie bist du dahingekommen? Ab wann haben sich Dir die Aktivitäten umfänglich erschlossen? Und, meine vorläufig letzte Frage: Ihr verzehrt Eure außerordentlichen, Eure entspannten Männchen aber nicht nach getaner Arbeit – so wie Gottesanbeterinnen oder die australische Schwarze Witwe?“

Monika verstand es wirklich, die Dinge auf die Spitze zu treiben, stellte Valerie fest. Ihre Fragen kamen fast beiläufig heran, schlichen sich an. Vor allem die dritte, die vorletzte Frage hatte Monika fast undeutlich ausgesprochen. Aber gerade die Belanglosigkeit, mit der Monika ihre Frage gestellt hatte, ließ Valerie erst recht hellwach werden: Was glaubte, was dachte Monika? Was meinte sie, zu errahnen, zu erkennen? Sie schien über feine Antennen und eine lebhaftere Fantasie zu verfügen, und reimte sich ganz offensichtlich ein Bild von dem zusammen, was hinter den Türen an der Elbchaussee stattfand. Und: was meinte sie damit, ab wann sich ihr die Aktivitäten umfänglich erschlossen hätten? Die Vereinigung ist doch keine Geheimloge oder etwas dergleichen.

Valerie entschied, sich für die Beantwortung der Fragen, Zeit zu lassen. Es sah keinen Anlass, sich verunsichert zu zeigen.

„Zur ersten Deiner Fragen: Seit gut drei Jahren bin ich Mitglied.

Dann: Wie bin ich dahingekommen? In Hamburg habe ich eine bevorzugte Boutique, in der ich gelegentlich vorbeischaue. Dort traf ich vor einigen Jahren bei zwei Einkäufen hintereinander, beide Male auf die gleiche andere Kundin. Wir kamen ins Gespräch und waren uns irgendwie sympathisch. Beim zweiten Aufeinandertreffen alberten wir herum – ‚Sie auch schon wieder hier, was für ein Zufall‘ - und so weiter. Plötzlich fragte sie mich nach meiner Meinung zu einem Teil, das sie gerade in der Garderobe anprobierte – ob es nicht zu gewagt wäre. Ich hatte ihr geantwortet, dass es auf den Zweck ankäme – und beide musste wir lachen. So waren wir uns nähergekommen und gingen anschließend einen Kaffee trinken. Die Frau erwies sich als Fernsehmoderatorin. Ich hätte sie erkennen müssen. Hatte ich aber nicht.

Wir trafen uns dann häufiger, zum Essen und zu Spaziergängen an Elbe und Alster. Durch die Gespräche und sicherlich auch beeinflusst durch das Geschäft, in dem wir uns kennengelernt haben, hatte sie den

Eindruck gewonnen, ich könnte zur Schwesternschaft passen. Sie war schon seit Jahre Mitglied. Sie erzählte anfänglich nur in Umrissen davon – dann erwähnte sie immer mehr Einzelheiten von den Veranstaltungen, den Jour fixe, von den Vorträgen, von gemeinsamen Besuchen in Ausstellungen und von Reisen. Irgendwann hatte ich ein Bild von den Aktivitäten und vom Geist der Schwesternschaft. Ich hörte ihr zusehend interessierter zu und sie erkannte meine Neugier. Darauf lud sie mich zu einer offenen Abendveranstaltung ein, einem Vortrag mit anschließendem Cocktailempfang. Bei unserem nächsten Treffen erwähnte ich ihr gegenüber, wie gut mir die Atmosphäre gefallen habe. Sie hatte daraufhin mir gegenüber, nichts zu einer möglichen Mitgliedschaft für mich erwähnt, mich aber intern als neues ordentliches Mitglied vorgeschlagen. Als ich später zusagte, wurde sie meine Patin.

Bleibt Deine letzte Frage, oder war es eher eine Anmerkung? Nein wir verzehren unsere Männchen nicht nach getaner Arbeit – was auch immer Du mit der Arbeit meintest.“

Beide lachten, hoben ihre Gläser und stießen an. Was Monika sich wohl gerade dachte, überlegte, welche Bilder sie vor Auge hatte, überlegte Valerie. Sie sah Monika an und ahnte, dass Monika noch nicht zufrieden sein würde: Sie wusste immer noch nicht, welche

Aktivitäten die Schwesternschaft im Einzelnen verfolgte. Die Frage, ab wann sich ihr die Aktivitäten umfangreich erschlossen hatte – was auch immer Monika damit andeuten wollte – war weiterhin offen. Valerie beschloss, die Details nicht kampfflos preiszugeben und das Katz- und Maus-Spiel anzunehmen. Würde Monika die Lücke sehen und darauf zurückkommen?

„Ich habe aber immer noch nicht verstanden, warum keine Männer als ordentliche, sprich vollwertige Mitglieder in Eurer Vereinigung zugelassen sind.“

Geschickt eingefädelt, dachte Valerie. Sicherlich war das nur eine Zwischenfrage, bevor Monika die Gretchenfrage stellen würde. Zugleich dachte sie daran, vor wenigen Augenblicken entschieden zu haben, Monika mit aller Offenheit zu begegnen. Soll sie doch alles wissen. Sie wird niemandem davon erzählen. Dadurch brächte sie sich nur selbst in Erklärungsnot, in Bedrängnis.

„Um die Frage zu beantworten, muss ich etwas ausholen. Gönn mir zuvor bitte eine Pause und erzähle mir einstweilen, was hinter Deiner Bemerkung steckt, dass erst nach dem Tod Deines Vaters, dafür aber mit voller Wucht, das ganze Ausmaß seiner vielen Geschäftsreisen ans Licht kam. Was meintest Du damit?“

## Überraschende Neuigkeiten

Monika rückte in ihrer Sitzposition hin und her, als fühlte sie sich unwohl, oder als überlegte sie, was sie erzählen sollte und wie – und was nicht. Valerie glaubte inzwischen, Monikas Gedanken lesen zu können.

„Als meine Mutter plötzlich starb, hatten Werner und ich bereits Kinder. Was sich in meinem Elternhaus in den Jahren seit meinem Auszug und bis zum Tod meiner Mutter abgespielt hat, kann ich nur ansatzweise überblicken. Eigentlich nur erahnen. Aber Gemeinsamkeiten zwischen meinen Eltern hat es keine mehr gegeben. Wenn ich anlässlich meiner Besuche zuhause nicht nur meine Mutter, sondern auch meinen Vater antreffen wollte, musste ich das ihm gegenüber ankündigen. Andernfalls war er unterwegs, auf Geschäftsreisen. Genügend Auslandsniederlassungen und Werke hatte die Gruppe ja zwischenzeitlich.

Nach dem Tod meiner Mutter wollte mein Vater dann lieber uns in München besuchen, statt das ich, oder wir alle zusammen, zu ihm an den Rhein kamen. Er hatte das Hauspersonal reduziert und ich vermutete damals, er vernachlässigte das Haus – was ich nicht sehen sollte. Irgendwann erwähnte er, das zugegebenermaßen viel zu große Haus verkauft zu haben. Er hatte es nicht für Nötig befunden, mich vorab darüber zu

informieren. Immerhin war es mein Elternhaus. Für sich bezog er eine Wohnung am Rhein, zwischen Köln und Bonn.“

Valerie sah Monika zu, wie sie einen Schluck trank und glaubte, in Monikas Augen einen feuchten Glanz zu erkennen. Sie griff ebenfalls nach ihrem Glas, trank, wartete ab, und blickt derweilen hinüber zur anderen Flussseite. Dort flanierten Menschen durch die warme Nacht. Die Atmosphäre war von einer gedämpften Geräuschkulisse erfüllt. Von hinten drang die Musik des Barbetriebs im Frauenbadi zu ihnen.

„Eines Tages“, fuhr Monika plötzlich fort, „fand ich abends, als Werner und ich nachhause kamen, eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter vor. Sie war vom Justiziar und Leiter der Rechtsabteilung unserer Zentrale. Ich solle mich umgehend bei ihm melden – auch wenn es spätnachts wäre.“

Kaum hatte ich die Nummer gewählt und das erste Klingelzeichen gehört, nahm er ab. Er informierte mich, dass mein Vater gestern in Mexiko an den Folgen eines Herzinfarktes gestorben sei. Er erläuterte, die Nachricht habe ihn auch erst am Nachmittag erreicht. Wie ich mich nach dem Telefongespräch gefühlt habe, möchte ich hier nicht vertiefen. Es waren in jedem Fall ambivalente Gefühle. Das Verhältnis zu meinem Vater war

über die Jahre zwar immer distanzierter geworden. Dennoch fand ich in dieser Nacht kaum Schlaf.

Um es kurz zu machen: Werner sagte alle Termine für die beiden Folgetage ab und wir flogen am nächsten Morgen zum Flughafen Köln/Bonn. Der Fahrer meines Vaters holte uns ab. Ich war vollkommen übermüdet gewesen und froh, Werner an der Seite zu haben. Ich wusste, dass er in Situationen, in denen es darum ging, den Überblick zu bewahren, zu Hochform auflief.

In der Zentrale überschlugen sich dann die Nachrichten: Wir saßen mit dem Leiter der Rechtsabteilung, Dr. Lommerzheim in der Besprechungsecke seines Büros. Er war bestens vorbereitet, denn mein Vater hatte ihn, was ich nicht wusste, für den Tag X instruiert und mit allen Vollmachten ausgestattet.

Die Überführung des Leichnams meines Vaters hatte Dr. Lommerzheim bereits veranlasst. Er merkte dann an, die Details des Testaments könnten noch heute durch den Notar, der, wenn ich dazu bereit wäre, abrufbereit zur Verfügung stehen würde, bekanntgegeben werden.

Werner und ich hatten uns angesehen. Details des Testamentes? Wir waren immer davon ausgegangen, ich würde Alleinerbin sein. Dafür hatte mein Vater seit Jahren Rücklagen für die Erbschaftssteuer gebildet. Aber gut, dachte ich, vielleicht hat er Anteile oder

sonstige Werte gleich auf unsere Kinder, seine Enkel, vererbt.

Während ich diese Gedanken wälzte, fiel mir auf, wie Dr. Lommerzheim zusehend nervöser wurde. ‚Es gibt noch eine Nachricht, eine Überraschung‘ hatte er begonnen. ‚Sehr verehrte Frau Ackermann: Sie haben zwei Schwestern, zwei Halbschwestern. Ich musste Ihrem Herrn Vater versprechen, nicht vor seinem Tod darüber zu sprechen. Aber Ihr Herr Vater hatte fast dreißig Jahre eine zweite Familie. Aus der sind zwei Töchter hervorgegangen. Er hat diese Töchter in gleich Weise erzogen wie Sie, und ihnen eine gleichwertige Ausbildung zukommen lassen. Die Mutter der beiden Töchter lebt nahe Bonn und ist gesondert und angemessen versorgt, so dass sie nicht an der Testamentseröffnung teilnehmen wird. Die beiden Töchter, ihre Halbschwestern, aber natürlich schon. Sie heißen übrigens Philine und Joice, und sind sechsundzwanzig und achtundzwanzig Jahre alt. Sie halten sich in einem Raum auf der anderen Seite des Flurs auf.

Und um jede Spekulation im Keim zu ersticken:‘, war Dr. Lommerzheim damals dann fortgefahren, ‚Ja. Ihr Herr Vater war vielfach, wenn er vermeintlich auf Geschäftsreise war, bei seiner zweiten Familie. Wie durch ein Wunder, ist das alles nie ans Tageslicht gekommen. Und die Mexiko-Reise war ebenfalls keine

Geschäftsreise, sondern Ihr Herr Vater war mit seiner Frau, so nannte er die Mutter Ihrer Halbschwestern, auf Reisen. Mehr ist meinerseits dazu nicht zu sagen. Für Fragen stehe natürlich zur Verfügung‘.

„Wie lange wissen Sie das alles schon?“, hatte Werner darauf wissen wollen. Er hatte während der Erläuterungen von Dr. Lommerzheim bereits viele Schritte weitergedacht und erste Szenarien durchdacht – das war mir klar. Ich hingegen, war paralysiert, unfähig, auch nur irgendeinen Gedanken zu fassen.

„Seit der Geburt der älteren der beiden Töchter. Ich war neu im Unternehmen und ein noch junger, unerfahrener Jurist, als Herr Huber mich zu sich rief. Er fragte mich, welche beruflichen Erwartungen und Ziele ich hätte. Ich antwortete etwas forsch, Leiter der Rechtsabteilung werden zu wollen. ‚Gut‘, hatte er damals gesagt, ‚dann übertrage ich Ihnen heute eine Aufgabe, die Sie bis zu meinem Tod und darüber hinaus, begleiten wird und Ihre absolute Diskretion erfordert. Trauen Sie sich das zu?‘, was ich ihm bestätigte. Daraufhin erzählte er mir von seiner Zweitfamilie. Seither wickle ich alle Formalitäten und auch Zahlungen ab, für die Ihr Herr Vater beziehungsweise Ihr Herr Schwiegervater namentlich nicht in Erscheinung getreten wollte.“

Werner dankte Dr. Lommerzheim damals für dessen Loyalität und Verschwiegenheit. „Die Familie weiß das

sehr zu schätzen', hatte Werner noch ergänzt. Ich weiß noch, wie ich Werner verdattert angesehen habe. Ich hatte eben erfahren, zwei Halbschwestern zu haben – und Werner entfaltete bereits ein großes Familienbild. ‚Die Familie weiß das sehr zu schätzen', hatte er gesagt.

‚Ich kann mir vorstellen, Sie mit all den Neuigkeiten mehr als überrumpelt zu haben', hatte Dr. Lommerzheim seine Erklärungen dann abgeschlossen. ‚Ich lasse Sie jetzt alleine. Rufen Sie mich gerne, wenn Sie Fragen haben. Ich bin nebenan.'

Darauf ließ er Werner und mich alleine. ‚Was jetzt?', hatte ich Werner in meiner Verwirrung gefragt, worauf er mir zu meinem sprunghaften Familienzuwachs gratulierte. ‚Du kannst nichts machen. Du kannst das Testament prüfen lassen. Aber ich bin sicher, dass alles seine Richtigkeit hat. Solche Dinge hat dein Vater immer korrekt geregelt. Und Philine und Joice – schöne Namen übrigens – können ja auch nichts für die Situation. Sie haben höchstens den Vorteil, durch die unglückliche Pressearbeit Deines Vaters, mehr von Dir bzw. uns zu wissen – während wir nichts zu ihnen wissen.'

Wir haben dann beschlossen, offen auf Philine und Joice zuzugehen. Es war ein komisches Gefühl, meinen Schwestern, das ‚Halb' habe ich erst gar nicht aufgegriffen, zu begegnen. Ein bisschen bin ich mir dabei

nämlich selbst begegnet. Die Ähnlichkeit war und ist nicht zu übersehen.

Als die Ältere, nahm ich sie zur Begrüßung kurzerhand in den Arm, worüber beide überrascht waren – hatten sie doch die Sorge gehegt, ich könnte ihnen missgünstig entgegenreten, wie sie mir später gestanden. So war alles vom ersten Moment an auf ein friedliches Miteinander gepolt – und das ist es bis heute geblieben.

Bis heute weiß ich, welche Kraft Werner mit seinem Satz ‚Philine und Joice – schöne Namen übrigens – können ja auch nichts für die Situation‘ freigesetzt hatte. Der Satz hat damals gewirkt – sofort. Erst später habe ich die Macht dieser Worte begriffen. Wie Recht Werner mit seiner Feststellung gehabt hatte. Ich weiß nicht, mit welcher Haltung ich meinen Schwestern ohne diese Wort entgegengetreten wäre.

Mein Vater hatte eine Seebestattung verfügt. Zur Vorbereitung trafen Werner und ich uns zwei Mal mit Philine und Joice. Dabei erzählten sie von der Fürsorglichkeit, die unser Vater ihnen Zuteil hatte werden lassen. Er hatte außerhalb von Bonn ein Haus für seine Zweitfamilie gekauft. Es war bei weitem nicht so feudal wie unser Haus in Köln, hatte weder ein Pool, noch einen Tennisplatz. Dafür verfügte der Garten über ein kleines Spieldorf und Geräte und eine Sandkiste. Dort schien unser Vater mit Joice und Philine gespielt zu

haben. Er hat den Mädchen viel Zeit gewidmet und war mit seiner Zweitfamilie regelmäßig in Urlaub gefahren. Zu unserem zweiten Treffen, war auch die Mutter der beiden mitgekommen. Sie hatte darum gebeten, mich kennenlernen zu dürfen. Sie war eine zierliche, eine aparte Frau – und kunstgeschichtlich und musisch sehr bewandert. Mit ihr war mein Vater in die Oper gegangen und sie hat ihn auf viele Reisen begleitet. Es grenzt an ein Wunder, wie das alles nie aufgefliegen ist.

Jetzt, da ich Dir von all diesen Umwälzungen erzähle, wird mir abermals bewusst, wie viele Jahre ich benötigt haben, einigermaßen damit zurechtzukommen, mit meinem Vater ein eher geschäftsmäßiges Verhältnis geführt zu haben. Dieser Charakter meiner Beziehung zu ihm, wurde mir erst allmählich klar, nach dem ich Joyce und Philine – und auch ihre Mutter – kennengelernt hatte. Meine Erkenntnis hatte mich damals wütend auf meine Mutter gemacht. Ich glaubte damals, hätte sie ihm Anerkennung gewährt und ihn bei der Umsetzung seiner gesellschaftlichen Ambitionen umzusetzen, wäre ihre Ehe und unser aller Leben anders verlaufen. Heute weiß ich, sie konnte nicht anders. Über die Jahre habe ich auch ein gewisses Verständnis dafür entwickelt, wie mein Vater sein Leben gestaltet hat. Versöhnt bin ich damit aber bis heute nicht. Werners Feststellung, Joyce und Philine könnten schließlich

nichts für die Situation, ist bis heute Grundlage für mein Verhältnis zu ihnen. Wenn ich daran denke, wie es war, als Dr. Lommerzheim erstmals von den beiden gesprochen hat, zieht sich mir aber noch jetzt das Herz zusammen. Bis heute hadere ich damit, von der fürsorglichen Ader meines Vaters nicht allzu viel mitbekommen zu haben.

Einige Wochen später standen Joice und Philine mit ihrer Mutter, und Werner und ich, auf einem Kutter, fuhren auf die Nordsee hinaus, und ließen die Urne mit der Asche meines – unseres – Vaters in die Tiefe der See entschweben.

Als Schwestern erbten wir zu gleichen Teilen. Werner zog fortan für uns drei die Fäden, und Dr. Nassauer nahm Joice und Philine mit unter seine Fittiche.

Du kannst Dir vorstellen, dass ich einige Zeit benötigt habe und viele Fragen für mich klären musste, um die verwirrenden Nachrichten um das Doppelleben meines – unseres – Vaters zu verdauen, und mich daran zu gewöhnen, zwei Schwestern zu haben. Bis heute ist unser schwesterliches Verhältnis entspannt. Wirtschaftlich verlassen die beiden sich genauso auf den Rat unseres Family-Offices wie ich. Aber wir können alle drei nicht wegdiskutieren, dass uns gemeinsame Kindheits-erlebnisse fehlen.“

Monika legte eine Pause ein und blickte zu Valerie. Instinktiv legte Valerie ihr eine Hand auf den Arm – und erschrak über die eigene Geste. Hoffentlich empfand Monika das nicht als übergriffig, sann sie?

„Nach dem sich der Wirbel um die wundersame Familienerweiterung etwas gelegt hatte, fing ich an, darüber nachzudenken, ob es normal war, dass Menschen Geheimnisse haben – und ob Männer eventuell eher dazu neigen, Geheimnisse anzuhäufen und zu hüten, als Frauen. Später, als Werner plötzlich tot war, fragte ich mich sogar, ob auch er Geheimnisse hatte – und mitgenommen hatte.“

Diesen kryptischen Satz ließ Monika in der Wärme der Nacht hängen. War das eine rhetorische Frage gewesen – oder versteckte sich hinter der Bemerkung die Andeutung einer weiteren Wahrheit?, grübelte Valerie.

## Traumnovelle

Sie wollte die herrschende Schwere aufscheuchen, verscheuchen. Das schaffte sie am besten mit einem Themenwechsel – und entschied, Monika das Geheimnis um die Verweigerung einer ordentlichen Mitgliedschaft für Männer jetzt offenzulegen.

„Du hattest die Vereinigung der Schlaraffen als Parallele zu uns Mädels angeführt. Vereinigungen dieser Art sind bis heute zum allergrößten Teil als Männerbünde angelegt. Die Hintergründe sind im Licht der politischen Bedingungen zur Zeit ihrer Gründungen zu suchen. Das trifft zum Beispiel auch auf den bis heute geltenden Ausschluss von Männern vom Badebetrieb hier im Frauenbadi zu. Der Ausschluss beruht auf den gesellschaftlichen Verhältnissen vor bald zweihundert Jahren hier in Zürich. Die Konstituierung der Schwesternschaft vor beinahe hundert Jahren ist somit auch ein spannendes Stück Zeitgeschichte.

Berufsausbildungen oder die Ausübung von Berufen wurde Frauen lange verwehrt, und auch noch zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts durch hohe Hürden praktisch unmöglich gemacht. Im neunzehnten Jahrhundert waren Frauen an Universitäten in Deutschland zunächst nur als Gasthörerinnen zugelassen, und meist nur nach Einzelgenehmigung. Das Studium der

bildenden Künste wurde ihnen lange Zeit gänzlich verwehrt – unter anderem mit der Begründung, Damen sei der Anblick männlicher Aktmodelle nicht zuzumuten. Angehende Künstlerinnen waren auf teure Privatschulen, wie den 1884 gegründeten Künstlerinnen-Verein München e.V. oder die Debschitz-Schule angewiesen. Eine Alternative, den weiblichen Bildungshunger zu stillen, waren ab der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhundert Damensalons mit Privatvorlesungen. Die Salons entwickelten sich zu Entfaltungsräumen für Begehrlichkeiten der Teilnehmerinnen – und sicher nicht nur, um ihren Bildungshunger und Kunstsinn zu befriedigen.

Schließlich kam eine andere, eine bedeutende Entwicklung hinzu: Die Männer hatten sich 1914 für Krieg, für den ersten Weltkrieg entschieden. Sie zogen an die Front – und ließen die Frauen zurück – und allein. Viele Soldaten kamen versehrt oder gar nicht zurück. Das hinterließ bei einem Heer von Frauen ein Vakuum. Sie mussten ihr Leben in die Hand nehmen. Sie nutzten die entstandenen Handlungsspielräume, drangen in die Berufswelt vor – vielfach auch zwangsläufig – und begannen, ihr Privatleben zu gestalten. Das Frauenwahlrecht ab 1918 bestärkte sie in ihrem Handeln. In Großstädten wie Berlin entfaltete sich unter den Frauen ein neues Selbstbewusstsein. Die Mode veränderte ihr

Gesicht – mit Bubikopf und kniekurzer, taillierter Kleidung. Lokale, in denen wild getanzt wurde und Frauen rauchten, schossen wie Pilze aus dem Boden. Josephine Baker löste ein neues Körperbewusstsein aus. Die geltende Sexualmoral kam auf den Prüfstand und wurde enttabuisiert. Die Malerin Jeanne Mammen hat die aufgeladene und enthemmte Stimmung der zwanziger Jahre in ihren Bildern festgehalten. Du kennst Ihre oft lasziven, gelegentlich erotischen Aquarelle und Zeichnungen, nehme ich an.“

Monika nickte nur stumm.

„In dieser schäumenden Gemengelage entstand in den frühen neunzehnhundertzwanziger Jahren die Schwesternschaft. Die Gründungsmütter wollten das neue weibliche Selbstverständnis in keinem Fall von Männern unterhöhlen lassen – und schlossen Männer als ordentliche Mitglieder von Anbeginn aus. Die Gründerinnen befürchteten, männliche Mitglieder mit Stimmrechten könnten versuchen, die Macht an sich zu reißen und die Frauen in ihre angestammten Rollen zurückdrängen. Die Schwesternschaft formierte sich nie als Körperschaft, nahm nie eine Rechtsform, wie etwa ein Verein, an. Das sollte es Männer zusätzlich erschweren, möglich Machtansprüche durchzusetzen. Dass die Vereinigung keine Körperschaft war, kam ihr dann an ganz anderer Stelle, ab 1933 zugute. Die Nazis

erachteten ihr Treiben zwar als verwerflich, ja als verabscheuungswürdig und ungermanisch. Aber sie hatten keinen Anhaltspunkt, um die Organisation zu verbieten, da es keine Körperschaft und keine Organe gab, gegen die sie hätten vorgehen können. Und da wir nicht politisch waren, ließen sie uns in Ruhe.

Was heute den 68ern zugeschrieben wird, trifft im Grunde auf die 1920er-Jahre zu: Eine Revolution der Körperlichkeit. Es ist wohl angemessen zu sagen, die Schwesternschaft ist die Fortentwicklung des Salon-Gedankens des neunzehnten Jahrhunderts in einer für die neue Zeit passenden, modernen Form – vorbehalten den Frauen. Ein exaktes Gründungsdatum gibt es nicht.“

Während ihres kleinen Vortrags hatte Valerie die ganze Zeit Monikas konzentrierten und faszinierten Blick bemerkt.

„Ist mein Bild von Euren Jour fixe richtig, wenn mich das an die großen Szenen in dem Schloss, oder war es ein Konvent, gegen Ende des Films *„Eyes Wide Shut“* denken lässt? Immerhin ein Film von Stanley Kubrick – und mit Nicole Kidman und Tom Cruise.“

Also doch: die Gretchenfrage. Valerie erschrak nicht, blieb gefasst, weil sie zwischenzeitlich vorbereitet war. Es war so weit. Monika hatte die Schwesternschaft

entlarvt. Monika hatte mit ihrer Analyse und ihrer Fantasie das Geheimnis um den geschlossenen Teil der Schwesternschaft, um die Jour fixe entschlüsselt. Jetzt gab es nur noch eine Richtung: Nach vorne – und alles musste auf den Tisch.

„Sagen wir es so: Die Vorlage für den Film ‚*Eyes Wide Shut*‘ ist die ‚*Traumnovelle*‘ – eine Erzählung von immerhin niemand Geringerem als Arthur Schnitzler. Die Novelle erschien 1925 und wurde kapitelweise in der Berliner Modezeitschrift ‚*Die Dame*‘ veröffentlicht. Erst ein Jahr später wurde die Erzählung als Buch herausgegeben. Ich hatte erwähnt, dass unsere Schwesternschaft in den frühen 1920er Jahren in Berlin ins Leben gerufen wurde, also vor dem Erscheinen der Traumnovelle. Ein Schelm, wer Böses dabei denkt.“

Sie ließ die Erläuterung und die Auflösung des Geheimnisses wirken und wartete ab, was Monika antworten würde.

„Ich nehme dann mal an“, griff Monika den Faden auf, „dass die kleinen Zimmer im ersten Stock Eurer Salon-Villa eher Separees als Aufenthaltsräume sind, und dass die Spiegel dort nicht an den Wänden, sondern an den Decken angebracht sind.“

Valerie sah über den Rand ihrer kleinen Lesebrille, die sie seit dem Essen noch immer auf ihrer Nasenspitze

trug, zu Monika – und bestätigte mit einem kaum merklichen Nicken ihre Vermutung.

„Was denkst Du jetzt? Die Karten liegen auf den Tisch“, forderte sie Monika und die Situation heraus.

„Das alles muss ich erst einmal auf mich wirken lassen, sich setzen lassen. Von Werner habe ich übernommen, nichts zu beurteilen, geschweige denn zu werten, was ich nicht gründlich durchdacht habe. Ich weiß noch viel zu wenig von dem, was von der Schwesternschaft ausgeht. Vor allem aber: Ich kenne weder Dein Motiv für eine Mitgliedschaft – noch Deine Erwartungen.“

## Motiv und Erwartungen

Zwei interessante Fragen in einem Satz, dachte Valerie. Noch nie hatte sie ihre Motivation für die Mitgliedschaft analytisch betrachtet. Sie hatte das als natürlichen Reflex, als einen intuitiven Impuls empfunden. Sie dachte an Paulo Coelhos Roman *„Untreue“*, an die Journalistin Linda, die durch die Anmerkung eines Interviewpartners aus ihrer Balance in ein labiles Leben geworfen wurde. Der Gesprächspartner hatte angemerkt, es ginge ihm nicht darum, glücklich zu sein. Er zöge es vor, voller Leidenschaft zu leben, auch wenn es gefährlich sei, denn man wisse nie, wohin das führe.

Valerie hatte ihre Entscheidung für die Schwesternschaft auch aus Leidenschaft – für die Leidenschaft – getroffen. Ihre Erwartungen waren bisher nicht enttäuscht worden. Gerne hatte sie auf den Vorstandsposten in ihrer Firma verzichtet, und sich den Freiraum bewahrt, sich den Werten und Gefahren der Leidenschaften des Lebens hinzugeben.

Sie entschied, für Monika – und für sich selbst – eine Analyse zu wagen – jetzt – und war gespannt, was dabei herauskommen würde:

„Mein Motiv: In meinem Beruf bin ich erfolgreich und anerkannt, hätte in den Vorstand aufrücken können – wenn ich gewollt hätte – habe aber nicht gewollt.“

Mein Verhältnis zu meiner Schwester ist herzlich und ehrlich, und ein bunter Bekanntenkreis umgibt mich. Ich habe viel von der Welt gesehen. Mit Fitness-training und Tennis halte ich mich auf Trab.

Um was geht es also noch? Ist da doch noch etwas? Ja. Eine auf Dauer angelegte, eine herzerwärmende, eine alles erwärmende, erfüllende Liebe habe ich lange ersehnt. Eine Liebe ohne fade Kompromisse. Eine bedingungslose Liebe. Aber die gibt es vielleicht nur in Fantasien – in Romanen und als Theater- und Filmstoff. Eine solche Liebe wäre die Erfüllung meiner Träume, meines Lebens gewesen. In ihr wäre ich aufgegangen. Vieles hätte ich dafür aufgegeben. Hätte monogam geliebt. Eine solche Liebe habe ich nie gefunden. In einem französischen Roman des neunzehnten Jahrhunderts heißt es ‚Es gibt Männer zum Heiraten und Männer zum Spaß haben‘. Ich bin den Männern zum Spaßhaben hängengeblieben.“

Sollte ihr jetzt zum Heulen sein? Oder war ihr zum Lachen?

„Vielleicht erwarte ich zu viel, und das Falsche. Eins ist in jedem Fall geblieben, bis heute: das Verlangen. Die Lust auf die Lust. Es hört nicht auf, will nicht weichen, zumindest bisher nicht – nicht bei mir.“

Wieder machte sie eine Pause und dachte an vorgestern Abend, als sie anlässlich des Jour fix das neue

Mitglied kennengelernt hatte und später noch lange mit Fritz zusammengesessen war. Wie langweilig, wie abgestanden und trostlos wäre ihr Leben ohne die Begegnungen in der Schwesternschaft. Sie könnte sich ein Opern-Abonnement zulegen, einem Leserkreis anschließen und Kulturreisen buchen. In der Schwesternschaft bekam sie alles – geistige Anregung und körperliche Erfüllung in einem geschützten Rahmen.

„Der Homo sapiens ist die einzige Spezies, die Lust und Verlangen vom Trieb zur Fortpflanzung, zum Erhalt der eigenen Art, unterscheidet. Diese Besonderheit verdient doch eigentlich besondere Aufmerksamkeit, oder? Darunter verstehe ich eine positive, eine fröhliche, fantasievolle und hingebungsvolle Aufmerksamkeit. Lieber eine ehrliche Nymphomanin sein, als scheinheilig ausgefranste Beziehungen führen – oder sich in Freizeitziirkeln die immergleichen Geschichten zu erzählen und die wechselseitig hinlänglich bekannten Weltanschaulichkeiten zum wiederholten Male auszutauschen.

Die Menschen macht sich doch über nichts mehr Gedanken, als über Lust, Triebe, Verrat, Sex und Seitensprünge – auch wenn die Mehrheit das nicht zugibt. Dabei wäre alles umsonst zu haben – wenn Verklemmtheit und Scham, ausgelöst durch Erziehung und Gläubigkeit, die Menschheit nicht gängelten. Und: Lust kann

praktische fast überall entstehen, erlebt und erfüllt werden. Jedenfalls braucht man keine besonderen Einrichtungen dafür – kein Stadion, kein Center, keine Halle oder dergleichen. Was wenden die Menschen nicht alles für Hobbys auf – an Geld, Kraft und Zeit? Veranstalten sie das nicht zu einem guten Teil als Ventil, um sich davon abzulenken, was sie sich nicht trauen, zu Ende zu denken und auszuleben? Ein gutes Mountainbike kostet mehrere Tausend Euro – und muss meist schon bald gegen ein noch besseres ausgetauscht werden. Motorräder, Autos, Schmuck, Sterne-Restaurants, Reisen – lässt sich die Menschheit Unsummen kosten. Manche verschulden sich dafür.

Nur einen Nachteil hat das Spiel mit der Leidenschaft: Niemand sieht es – so wie das neue Auto vor dem Haus, den teuren Schmuck, oder die Bräune nach dem Urlaub. Vorzeigbare Geltungsbedürfnisse bedient Leidenschaft kaum. Nur wer genau hinsieht und über eine gute Intuition verfügt, erkennt das Leuchten in den Augen.

Wie viel weniger Gewalt – häusliche, auf den Straßen, oder zwischenstaatlich – gäbe es, wenn die Menschheit so unverkrampft mit ihrer Lust umgehen würden, wie sie über ihre Lieblingsgerichte oder den bevorzugten Wein sprächen. Wir bewundern urzeitliche Höhlenmalereien von Darstellungen sexueller

Symbole und Handlungen, griechische Nacktheiten, indische Kamasutra-Abbildungen. Höchstpreise werden bei Auktionen für solche Darstellungen bezahlt. In kaum einem Buch und Film fehlt es an sinnlichen, manchmal erotischen Sequenzen. Und das kleine Kabinett, gestern in der Ausstellung, war der einzige Raum, in dem die Besucher ihre Aufmerksamkeit der Kunst gewidmet haben. Es war aber nicht die Kunst, der sie sich zugewandt haben. Vielmehr haben sie sich ihrer Lust an Erotik hingegeben.

Warum soll es unangemessen, zügellos oder unzüchtig sein, wenn ich diesem ältesten aller Triebe, dem Urtrieb der Menschheit, nachgehe? Aufregende Sinnlichkeit und das Erleben von Kunst stehen in meinem Leben heute über jeder Art von Beziehung. Die Schwesterschaft bietet mir beides. Neben der Besonderheit der Jour fixe besetzen wir auch viele Themen aus Kunst und Kultur, aus Politik, Kulinarik und Reisen. Er wäre eine einseitige Betrachtung, nur die Jour fixe zu sehen.“

Sie überlegte. Die Analyse ihrer Motivation und Erwartungen erschien ihr geglückt.

## Süße Rache

Beide gönnten sich eine Pause. Ein Blick auf die Uhr zeigte Valerie, dass es auf Mitternacht zuging. Wieder einmal. Wie lange würde der abendliche Betrieb im Frauenbadi offenhaben? Im Hotel würden sie in jedem Fall immer noch etwas zu trinken gekommen. Ihr war aber nicht nach Hotel, nach Zimmer, nach Zubettgehen – und nach Alleinsein. Der entfesselte Dialog mit Monika bereitete ihr grenzenloses Vergnügen. Schon lange hatte sie sich außerhalb der Schwesternschaft nicht mehr so gelöst, so enthemmt und aufgewühlt – und so wach gefühlt. Nichts davon wollte sie auslassen.

Ob es nach Zürich eine gemeinsame Ebene zwischen ihnen geben würde? Sie würde viel darum geben.

„Ich muss zugeben“, holte Monika sie aus ihren Gedanken, „dass ich im Augenblick mehr verwundert bin, als erhellt. Kehren wir zu den Männern zurück – warum sie schließlich doch als Mitglieder zugelassen sind, wenn auch nicht auf Augenhöhe mit Euch Mädels? Vielleicht verhilft mir das zur Erleuchtung.“

„Die Gründerinnen waren in ihrem Wesen als Frauen von den Erfahrungen mit einer patriarchischen Gesellschaft geprägt. Das Bewusstsein saß wie ein Stachel tief in ihnen, weswegen sie das Zepter der Vision ihrer Schwesternschaft um jeden Preis fest in Händen

behalten wollten – und immer behielten. Nichts sollte verwässert werden, zu einem Kompromiss verkommen. Wie schon erwähnt: Die Gründerinnen wollten männlichen Machtansprüchen nicht den Hauch eines Entfaltungsraums überlassen. Aber ganz ohne Männer in ihren Salons, wollten sie wiederum auch nicht auskommen. Sie definierten den Status einer außerordentlichen Mitgliedschaft. Die Definition beinhaltete zwei Hürden – das erwähnte Mindesteintrittsalter – und eine zweite, die ich Dir noch nicht gestanden habe: Die Außerordentlichen verlieren mit Vollendung des fünfundfünfzigsten Lebensjahres automatisch die Mitgliedschaft. Sie dürfen fortan nicht mehr am Leben der Vereinigung teilhaben. Diese Regel gilt seit dem ersten Tag – und bis heute.“

Jetzt war Monika zum ersten Mal sichtlich erschüttert. Sie sah Valerie mit aufgerissenen Augen an. Ihr Mund stand weit offen.

„Diese Männer müssen ja verrückt sein. Was lassen die sich alles gefallen. Wenn ich zurück in München bin, muss ich als erstes meine Gremien auf Mitglieder in Eurem Verein überprüfen. Solche Schlappschwänze möchte ich nicht um mich haben.“

„Wir auch nicht“, bestätigte Valerie mit einem feinen Lächeln.

Ein zögerliches „Ahhha“, entkam Monika. „Ich verstehe: Ihr fresst Eure Männchen nach getaner Arbeit zwar nicht auf, aber Ihr stellt sie rechtzeitig ins Aus. Bei dem kontinuierlichen Umschlag der Männchen geht es nicht um die Auffrischung eines Genpools, sondern um die Absicherung der Leistungsfähigkeit Eurer Arbeitsmännchen. Das nenne ich aus Sicht der Gründerinnen konsequent. Und jetzt verstehe ich auch, warum ihr Mädels Euch doppelt so viele Arbeitsmännchen haltet, wie ihr selbst Mitglieder seid – und niemand daran interessiert ist, das Eintrittsalter für Männer auf die ursprünglich angedachten Fünfunddreißig hochzusetzen.“

„Richtig“, erwiderte Valerie, „und genauso konsequent würden wir Mädels jeden Vorschlag, das Austrittsalter auf über fünfundfünfzig hinaus, hochzusetzen, mit einer schlaffen Handbewegung verwerfen. Wozu alten Wein trinken, wenn frischer spritziger Champagner bereitsteht“, gluckste sie.

Fritz kam ihr in den Sinn, mit dem sie vor zweit Tagen einen so vergnüglichen Abend verlebt hatte. Er würde demnächst die Altersgrenze erreichen. Ein Hauch von Wehmut überkam sie.

„Die Altersgrenze ist nichts anders, als ein Verfallsdatum“, trietzte Monika und ergänzte: „Eure außerordentlichen Mitglieder sind keine auserkorenen

Dauergäste, sondern benötigtes und temporär geduldetes Personal – Werkzeuge. Freundlicher ausgedrückt: Diese Männchen sind Euer Spielzeug, ohne die die wesentliche Geschäftsgrundlage der Schwesternschaft entfallen würde. Das klingt ein bisschen nach Rache – zumindest nach süßer Genugtuung, die Eure Gründerinnen bei der Festlegung der Altersgrenzen empfunden haben müssen.“

Dieser Analyse hatte Valerie nichts entgegenzusetzen oder hinzuzufügen. Und die Vorstellung, wie die Gründerinnen der Schwesternschaft bei der Festlegung der oberen Altersgrenze, hämische, gar süße Rache verspürt haben, gefiel ihr.

## Marrakesch

Diesmal war es Monika, die einen Blick auf die Uhr tat. Sie dachte an die morgige Konferenz, und daran, sich auf die Präsentationen der Start-Ups konzentrieren zu müssen, um Dr. Nassauer Vorschläge liefern zu können. Es würde ein langer Tag werden. Da sollte sie einigermaßen ausgeschlafen sein.

„Du denkst doch wohl jetzt nicht an ins Bett gehen?“ Valerie klang flehentlich. „Es ist eine so herrliche Nacht. Und Du kannst mich jetzt nicht mit all dem, was ich Dir über mich und die Schwesternschaft erzählt habe, alleine lassen. Noch nie habe ich mit jemandem über das und viele meiner Beweggründe meines Lebens gesprochen. Nicht einmal Benita, der ich wahrlich alles – na, sagen wir fast alles – erzähle, kennt diese Fakten.“

Hältst Du mich eigentlich für etwas verrückt? Oder was geht Dir durch den Kopf?“

Wie schon am Abend zuvor, griff Monika jetzt abermals hoch in die Luft. Sie streckte ihre Arme und Finger empor, als wollte sie die Nacht festhalten.

„Eigentlich sollte ich tatsächlich Schlafen. Aber Du hast recht: Die Nacht ist zu schön, zu ungewöhnlich, um sie an dieser Stelle zu beenden. Warum sollte ich nicht heute damit beginnen, mein Pflichtbewusstsein zu durchbrechen und mit einem ersten kleinen Schritt,

einem Ausbruch, die Zerschlagung meiner Investitionspirale einläuten? Welchen Sinn würde es machen, Dr. Nassauer Investitionsvorschläge mitzubringen, wenn ich mich gleichzeitig mit der vollständigen Transformation meiner Verhältnisse befasse.“

Abrupt verstummte sie – und schob mit gesenkter Stimme nach: „Außerdem sind unsere Gespräche viel zu wertvoll, spannend und inspirierend, als dass ich sie mir entgehen lassen wollte.“

Für den Satz hätte Valerie Monika am liebsten umarmt und gedrückt. Aber sie wusste nicht, wie Monika darauf reagieren würde. Dann dachte sie: Ich würde mich in so einem Moment über eine Umarmung freuen – und umarmte Monika. Monika legte den Kopf an ihre Schulter.

„Also gut“, sprudelte Monika los. „Du willst wissen, was ich von Dir halte und über Dich denke. Ich bin weiterhin noch im Zuhör-Modus. Das reicht mir vollkommen. Lass uns wegkommen von den Formalien der Schwesternschaft, die zugegebenermaßen für sich schon ein Kuriosum sind. Wie feiert ihr? Zum Beispiel Marrakesch: Was wird dort passieren?“

Abermals stellte Valerie fest, sich so wohl zu fühlen wie schon lange nicht mehr. Zum ersten Mal unterhielt sie sich ohne jedes Tabu über den Mittelpunkt ihres

Seelenheils. Die Jahre der *Ménage à trois* hatten ihr großartige Momente geschenkt – aber nie vergleichbare Glücksgefühle und Stimmungshochs beschert, wie die Begegnungen innerhalb der Schwesternschaft. Monika hatte das Geheimnisse um die Villa an der Elbchaussee intuitiv entschlüsselt. Das zeugt von ihrem Einfühlungsvermögen, ihrer Kombinationsfähigkeit und ihre Fantasie – und ihrem analytischen Verstand. Sie bewunderte Monika. Zudem war sie ihr dankbar: Monika hatte mit keine abfälligen Bemerkung die Institution lächerlich gemacht, und hatte auf abwertende Kommentare und Anzüglichkeiten verzichtet. Monika hatte damit den Zauber, der für sie selbst von der Schwesternschaft ausging, bewahrt – ja unbefleckt gelassen.

Die Karten lagen auf dem Tisch. Sie würde Monika jetzt Vertraulichkeiten der Hundertjahrfeier im nächsten Jahr in der Karawanserei erzählen. Es reizte sie geradezu, davon zu erzählen. Augenblicklich spürte sie die Gänsehaut-Momente, die in Marrakesch auf sie warten würden.

„Zunächst wird es eine Reise sein, wie jede andere. Einchecken in H, allgemeine Orientierung – wo ist der Pool, der Garten, das Hammam – wo die Restaurants, die Bar, der Nachtclub. Es haben sich gut dreihundert Mädels und Männchen, wie Du unsere Herren nennst,

angemeldet. Und ja, um die Frage, die Dich sicher bedrängt, gleich vorweg zu beantworten: Es kommen rund doppelt so viele Männchen mit, wie Mädels. Es ist also alles im Lot.“

Wieder platzten sie vor Lachen los, während sie weiter auf den von der Hitze des Tages noch immer aufgewärmten Holzplanken saßen und ihre Füße über der Limmat baumeln ließen.

„Die Tage werden erfüllt sein mit Ausflügen in die Stadt und in Richtung Atlasgebirge und in Bergdörfer südlich der Stadt. Die Hundertjahrfeier werden wir an zwei Abenden begehen. Der eine Abend wird ein großes Dîner sein – mit Darbietungen wie aus Tausendundeiner Nacht – mit Varietéeinlagen und Tricks eines Zauberers.

Der zweite Abend wird im Zeichen des Geistes der Schwesternschaft und der Jour fix stehen. Wir werden einen Kostümball feiern – und dabei sind wirkliche Kostüme und nicht irgendwelche Abendroben als Verkleidung gefordert. Die Maskierungen müssen fantasievoll sein – orientalisches, exotisches – was jedem dazu so einfällt. Der Abend wird bei Kerzen- und Fackellicht begangen. Im Innenhof der Karawanserei und im angrenzenden Jardin mit Wasserspielen werden lauschige Sitzgruppen eingerichtet – runde, niedrige Kissen und dergleichen. Zudem werden maurische Zelte

aufgestellt und mit Récamieren und Laternen eingerichtet. Eine Märchen-, eine Traumwelt unter Dattelpalmen werden wir bespielen, und einen fantasievollen Reigen entfachen.“

Valerie war sich sicher, Monika hatte genug vom Geist der Schwesternschaft entschlüsselt, um in ihrer Vorstellung Bilder aufziehen und lebendig werden zu lassen, wie diese von den Mädels entfacht werden würden.

„Eure Gründerinnen müssen von den Hetären beeinflusst gewesen sein.“

„Hetären? Was sind Hetären?“

„Hetären lebten im Altertum, vom sechsten bis zum dritten Jahrhundert vor Christi, in Griechenland. Sie waren schöne, gebildete Frauen. Sie verstanden die Kunst der Unterhaltung und bereicherten Gesellschaften mit Tänzen, Gesängen und Geschichtenerzählen. Darüber hinaus wurden sie für ihre Liebeskünste gerühmt und geschätzt. Im Gegensatz zu Huren ihrer Zeit, deren Dienste Dunkelheit umgab, waren Hetären angesehen. Sie lebten ihre Kunstfertigkeiten zum eigenen Vergnügen und zum Spaß an der Freude. Lais von Korinth, Lais von Hykkara, Lamia und andere sind als Hetären überliefert. Sie dienten Künstlern als Ideale – für Statuen, und wurden in ihrem Handeln auf Gemälden und Gebrauchsgegenständen verewigt. Ich denke

an eine bauchige Vase in der Antikensammlung Berlin. Die Abbildung zeigt eine Hetäre über einen halbsitzenden Jüngling treten, um ihn zu besteigen – er ist bereit. Die Blicke der beiden sind vielsagend.“

Während Monika innehielt und nachzudenken schien, dachte Valerie, wie erstaunlich es war, dass eine sonst eher nüchterne, rationale Frau, so ungeniert über Sex und Erotik sprach. Sie konnte sich Monika überhaupt nicht beim Liebesakt, beim Sex vorstellen. Aber vielleicht gehörte Monika zu den stillen, dafür umso tieferen Wassern. Sie selbst hatten schon so manche Männer, und auch Frauen Wissen lassen, ihr stünde die Sinnlichkeit ins Gesicht geschrieben. Ihre Blicke und das Glühen ihrer Augen würden sie verraten.

Plötzlich fuhr Monika fort.

„Auch mit der Wahl von Marrakesch ist die Schwesternschaft ihrem Geist treugeblieben. Marrakesch ist seit jeher Sehnsuchtsort, ja Zufluchtsort und auch Erfüllungsort zum Ausleben illustrierter Träume und Fantasien.“

„Stimmt.“ pflichtete sie Monika bei. Wieder war Valerie beeindruckt – nicht nur von Monikas Bildung, sondern abermals davon, dass Monika kein Blatt vor den Mund nahm, wenn es darum ging, Dinge beim Namen zu nennen. Aber darüber wollte sie im Augenblick keinen weiteren Gedanken verlieren. Sie wollte das Thema

der Feier in der Wüste mit einem Schwenk zur Kleiderordnung abschließen.

„Meine Herausforderung wird das Kostüm für den zweiten Abend sein. Ich muss den Spagat zwischen einem würdigen Auftritt und einer anmutigen Darbietung meiner selbst schaffen.“

Sie sah Monika überlegen.

„Kann es sein, dass Deine Herausforderung weniger in einer anmutigen Darbietung Deiner selbst liegt“, begann Monika, „als vielmehr in einer animierenden Selbstinszenierung – in einem frech-frivolen, vielleicht sogar lasziv-verspielten Auftritt?“

Valerie spürte Monikas Augen auf sich. Was dachte Monika über sie? Dass sie eine Nymphomanin war? Schickte Monika sie in Gedanken in Therapie? Valeria hatte davon gelesen – von Therapien gegen Sexsucht. Sollte das ihre Obsession sein, konnte sie bestens damit leben, amüsierte sie sich verstoßen. Oder dachte Monika über ihre eigenen Begierden, Sehnsüchte und Träume nach? Verspürte Monika überhaupt Verlangen? Welche Bedeutung hatte die Libido mit dem verkopften Werner – dem vermutlich einzigen Mann in Monikas Leben? War das Intermezzo mit dem Tenor platonisch geblieben? Fragte sich Monika vielleicht, etwas versäumt zu haben? Valerie wusste, die Antworten nicht zu kennen. Sie quittierte Monikas blumigen

Bemerkung über die Selbstinszenierung mit einem Lächeln und ergänzte:

„Das ist wie mit einer kunstvollen Verpackung: Sie löst gleichermaßen Bewunderung wie Neugier aus – und auch das Verlangen, die Schleife lösen zu wollen.“ Würde Monika das Thema Marrakesch nun endlich auf sich beruhen lassen, hoffte Valerie?

„Und Eure Männer, Eure Arbeitsmännchen – welche Robe tragen die?“, stach Monika plötzlich erneut in das Wespennest – und verfiel wie ein pubertierendes Mädchen in einen Lachanfall.

Valerie fand das jetzt langsam nicht mehr lustig, ließ sich aber nichts anmerken. Monikas Drehtür war noch immer in Schwung.

„Die tragen bei solchen Festen immer das gleiche – einen weißen Kaftan. Ursprünglich war die Robe knöchellange. Seit einigen Jahren haben sich modische Akzente eingeschlichen. Zunächst tauchten seitliche Schlitzte auf. Der neuste Gag sind kurze Roben, die nur bis oberhalb der Kniee reichen. Ich nenne es die Ausgehuniform unserer Gladiatoren.“

Überlegt Monika, ob die Herren das Habit wie die Schotten ihr Kilts trugen?

„Die Farbe Weiß ist aber bei jeder Variante unumstößlich.“

Valerie konnte sehen, wie bei Monika die erahnten Szenen der Feier in Marrakesch vorüberzogen. Fand Monika das alles perfide? Oder im Gegenteil: Fand Monika die Bilder vielleicht amüsant und unter Umständen sogar verlockend?

Jetzt kannte Monika auch die letzten Details der Schwesternschaft. War die Vereinigung honoriger, selbstbewusster Frauen, für Monika zu einem Swingerclub verkommen? Oder würde die pikante Nuance, dass allein die Mädels bestimmten, wer mitspielen darf und was gespielt wurde, die Schwesternschaft in Monikas Augen sogar ehren? Wie auch immer: Valerie war sich sicher, Monika würde das Geheimnis für sich bewahren.

Und absolut sicher war sie, dass Monika sich fragte, was Werner dazu gesagt hätte – sagen würde. So gut kannte sie die untadelige Frau Ackermann zwischenzeitlich.

## **In aller Stille**

„Wie bekommst Du das alles unter einen Hut – Dein Berufsleben, Deine WG und das Treiben an der Elbchaussee? Was sagen Deine Schwester und Janus dazu? Die müssen sich doch verschaukelt vorkommen. Im Grund hattest Du einen vergleichbaren Salon zuhause – nur in Kleinformat“.

„Nicht ganz. Wenn, traf das nur für Janus zu. Er konnte entscheiden – zwischen zwei Frauen auswählen. Benita und ich hatten immer nur die eine Wahl, den einen Mann – den geteilten Mann.

Über Jahre lief die *Ménage à trois* im Sinne des ursprünglichen Gedankens. Schleichend hatte es dann begonnen: Die Konstellation begann, ihren Reiz für mich zu verlieren, und ich verlor die Lust auf Janus. Zudem fand ich es irgendwann nicht mehr überzeugend, es alleine Janus zu überlassen, zu wählen, entscheiden zu können – während Benita und ich keine Wahl hatten. Das wollte ich auch – wählen, mich entscheiden können.“

Sie dachte an die zweite Begegnung mit der Fernsehmoderatorin in dem Modeladen, der, das hatte sie Monika nicht gestanden, ein Lingerie Geschäft war – für ganz besondere Dessous. Sie dachte daran, wie die Moderatorin in einem *Ouvert-Catsuit* in Netz-Optik in

der Kabine vor ihr gestanden und sie um ihre Meinung gefragt hatte. Mutig, jemanden beim ersten Wiedersehen nach der Meinung zu so einem Stück zu fragen, hatte sie damals gedacht. Hatte jemand, der mehrmals pro Woche im Fernsehen auftrat und Prominente aus Politik, Wirtschaft und Kultur interviewte, nicht ein besonderes Diskretionsbedürfnis? Seither fragte sich Valerie immer, wenn sie ihre Patin auf dem Bildschirm sah, welches Dessous sie wohl gerade anhatte. Einmal gestand sie ihr die Gedanken, worauf die Patin lauthals losgelacht hatte.

„In aller Stille entzog ich mich der Dreisamkeit und überließ Janus und meine Schwester ihrem Schicksal. Janus war in meinen Augen nach wie vor ein interessanter Mann – aber nicht mehr anziehend, nicht mehr begehrenswert. Das ist wie die Unterscheidung zwischen ‚wichtig‘ und ‚bedeutend‘. Unterhaltungen mit Janus sind mir weiterhin wichtig, ein ‚nice to have‘. Die Begegnungen, die Vorträge und Reisen im Rahmen der Schwesternschaft – und natürlich die Jour fixe – sind für mich hingegen ‚bedeutend‘, ein ‚must have‘.

Zunächst war ich zu feige gewesen, mich der Situation zu stellen, meinen Kummer anzusprechen, und mich mit Benita und Janus auszusprechen. Solang ich das nicht getan hatte, empfand ich mich als illoyal. Ich suchte Ventile, Fluchten, inszenierte Ausweichmanöver

– unnötig auf den Abend gelegte Besprechungen und überflüssig verlängerte Geschäftsreisen. Ich tat alles, um so wenig wie möglich zuhause zu sein, vor allem dann nicht, wenn ich wusste, Janus würde zuhause sein. In dieser Phase lernte ich neue interessante Menschen kennen. Und irgendwann begegnete ich Urs – und auch der erwähnte Fernsehmoderatorin. Als ich durch sie die Schwesternschaft kennenlernte und schon bald deren Geist begriffen hatte, ging die Phase meines Entrinnens von dem gemeinsamen Zuhause mit Benita und Janus auf die Zielgerade. Klarheit und Orientierung hielten Einzug in mir. Ich dachte: Wenn ich mein Liebesleben schon teilte, dann richtig. Die Entscheidung für die Schwesternschaft erschien mir nur konsequent – und fühlt sich bis heute richtig an.“

Welches Bild hatte Monika mittlerweile von ihr? Egal, dachte Valerie. Die Dinge waren wie sie waren – und damit musste Monika zurechtkommen.

„Ohne Hintergründe aufzudecken, gestand ich meiner Schwester, nicht länger Teil der *Ménage à trois* zu sein. Ich bat sie, die Neuigkeit Janus zu vermitteln – so wie sie ihm Jahre zuvor unsere wahren Absichten eines Zusammenlebens mit ihm beigebracht hatte. Zudem bot ich an, beziehungsweise kündigte an, baldmöglichst auszuziehen. Dass der Auszug sich dann um ein-einhalb Jahre verzögern würde, konnte niemand

absehen. Auch als WG bewährte sich die Konstellation im Haus in Othmarschen. Dennoch ist es gut, dass ich kommenden Montag meine künftige Wohnung übernehmen werde.“

## **Bis zum nächsten Morgen und darüber hinaus**

Eine letzte Frage	287
Und dann ging alles ganz schnell	291
Passwort	305
Morgendämmerung	310
Fürsprecher Koller	313
Unverletzt und unversehrt	319



## Eine letzte Frage

„Eigentlich hätte ich noch viele Fragen“, setzte Monika an. „Aber das würde jetzt zu weit führen. Eine letzte, dafür sehr persönliche Frage an Dich, habe ich dennoch. Ich verspreche: Es ist meine letzte Frage zu der Vereinigung für den heutigen Abend. Was glaubst Du, wird es sich eines Tages für Dich anfühlen, wenn alle Arbeitsmännchen jünger sein werden als Du? Wird es nicht schmerzhaft sein, zu erleben, wie die jüngeren Mädels bei den Arbeitsmännchen den Vorzug bekommen?“

„Du erinnerst Dich an meine Aussage ‚Warum alten Wein, wenn frischer Champagner zur Verfügung steht‘. Ja, ich weiß, das kam auch gegen mich angewandt werden. Aber: Die Geschmäcker und Vorlieben sind seit jeher unterschiedlich. Angebot und Nachfrage haben sich immer von alleine geregelt. Ich kann Dir versprechen, dass unsere reifen Mädels absolut auf ihre Kosten kommen und ihren Spaß haben.“

„Das kann ich mir vorstellen“, erwiderte Monika und dachte an ihre Freundin Elena, die wegen fehlendem Sex mit ihrem Ludwig heulend vor ihr gesessen hatte. Abermals nahm Monika die feinen Abstufungen, die Klassengesellschaft innerhalb der Schwesternschaft wahr: Elena würde sich in ihrem Alter von fast siebzig

weiterhin in der Vereinigung tummeln können, vergnügen dürfen – während Ludwig schon vor über 15 Jahren ausgemustert worden wäre. Wie würde Elena das finden – es ihr gefallen – sich mit jungen, vielleicht ganz jungen Männern zu amüsieren?

Und dann sinnierte Valerie plötzlich, und mit einem Schulterzucken und Wehmut in der Stimme: „Und irgendwann lassen wir Mädels die Dinge eben auslaufen – und werden inaktive Mitglieder. So ist nun Mal der Lauf des Lebens.“

„Die Schwesternschaft ist nun seit einigen Jahren Dein Seelenglück, Dein Heil. Wird das nicht langweilig?“

Doch noch eine weitere, eine allerletzte letzte Frage, schmunzelte Valerie innerlich – Monikas Drehtüre schien nie still zu stehen.

Für Monika war Werner der Mann für alle Wechselfälle ihres Lebens gewesen – und mit einem vergleichbaren Bild würde sie Monika ihre Verbundenheit mit der Schwesternschaft verdeutlichen:

„Das ist wie mit Ehen: Die einen verkümmern, werden fad, bis sie verstummen und austrocknen. In anderen Ehen erleben die Partner dagegen immerfort Entwicklungen, wechselnde Farben, sie erleben Veränderungen – worüber sie sich immer wieder finden, was sie immer wieder zusammenschweißt. Die

Schwesterschaft ist mir Freude, Genuss, Abwechslung und Vielfalt – und überrascht mich mit immer neuen Bildern. Sie hat mich nie belogen und war mir immer treu. Noch nie hatte ich das Gefühl, mich überwinden zu müssen, zu einer der Veranstaltungen zu gehen und mich auf die Geschehnisse einzulassen.“

Überzeugendere Argumente, fand sie, musste sie nicht aufbieten, um Monikas zweite letzte Frage zu beantworten. Monika fasste nicht nach.

Monika sah auf die Uhr. Das Frauenbadi hatte sich geleert. Valerie genoss die anhaltende Wärme. Der Griff nach der Jacke im Hotel war überflüssig gewesen.

„Lass uns ins Hotel gehen. Ich bin erschöpft ob all unserer Gespräche“, bat Monika.

„Ja. Genug für heute.“

Sie standen auf, warfen einen letzten Blick auf die nächtliche Umgebung, die noch immer in viel Licht getaucht war, und wandten sich zum Gehen.

Während sie die Gläser, den Weinkühler und die Flaschen zurückbrachten, stellte Valerie fest, von Monika zwar vieles erfahren zu haben, aber nichts zu ihrem Innersten zu wissen. Sie selbst hatte sich wie ein offenes Buch dargeboten, Seite für Seite. Aber Monika: Ja, sie hat von ihrem Elternhaus, der Zerrissenheit ihrer Kindheit, der Zweitfamilie ihres Vaters, von Werners

universalem Talent, dem Opernsäger, und ihren Überlegungen zur Umwälzung ihres Vermögens erzählt. Einige Male hatte Monika auch ihre Kinder erwähnt. Aber jedes Mal hatte sie weggelassen, wie viele es waren, ob Jungen oder Mädchen, ihr Alter oder wo sie lebten und was sie taten. Zu sich selbst, was sie in ihrem Innersten bewegt, ob sie für etwas gebrannt hat oder brennt, hatte sie aber nichts erkennen lassen. Fehlannonce. Jedenfalls empfand Valerie es so.

## Und dann ging alles ganz schnell

Sie verließen als letzte das Frauenbadi, stiegen die Stufen zum Bürgersteig hoch und wandten sich nach rechts, in Richtung Münsterbrücke. Sie schlenderten unter den Bäumen entlang. Nur wenig Straßenbeleuchtung fiel durch das dichte Blätterwerk der Bäume auf den Gehweg. Der Stadthausquai war leer, der Autoverkehr eingeschlafen. Im Augenwinkel sah Valerie nur einen einzigen Wagen aus der Börsenstraße auf den Stadthausquai einbiegen. Nach dem der Wagen langsam an ihnen vorbeigefahren und schon gut zwanzig Meter weiter war, ging plötzlich alles ganz schnell: Die seitliche Schiebetüre des Wagens, der jetzt stehen geblieben war, öffnete sich lautlos. Valerie sah zwei schwarz gekleidete Personen mit Masken vor den Gesichtern lautlos aus dem Laderaum springen und auf sie zu treten.

„Kein' Ton“, zischte der eine und drückte ihr etwas Hartes in die Seite. Sie vermutete sofort eine Waffe, eine Pistole.

Währenddessen beobachtete sie, wie der andere Mann bei Monika das gleiche tat, sie aber zudem am Ellbogen packte, zur Straße bugsierte und mit einer Kopfbewegung aufforderte, in den Laderaum einzusteigen. Auch ihn hatte Valerie den Befehl zischen

gehört: „Kein' Ton“. Durch die Stimmen, mit denen zwei Mal der gleich Befehl erteilt worden war, schloss Valerie, dass es Männer waren, die hier am Werk waren.

Kaum hatte Monika ihren zweiten Fuß im Wagen, steig der Maskierte ihr hinterher und die Schiebetüre schloss sich wie von Geisterhand. Darauf spürte Valerie, wie der Druck in ihrer Seite nachließ. Ihr Bewacher wich von ihr und sie beobachtete, wie er mit schnellen Schritten zu dem Wagen lief, der bereits langsam angefahren war. Die Beifahrertür wurde aufgehalten. Der Mann sprang auf, stieg ein und schloss die Tür. Derweilen entfernte sich das Fahrzeug ohne jede Hast in Richtung Bahnhof.

Valerie wusste sofort, was passiert war. Aber sie konnte es nicht glauben, nicht fassen: Eine Entführung. Mitten in Zürich. Auf offener Straße. Geräuschlos und ohne jedes Aufheben. Ein perfekter Ablauf.

Konzentriere Dich, stachelte sie sich an: Was für ein Auto war das? Was für ein Kennzeichen hatte es? Hatte es eine Aufschrift?

Es war weiß. Mehr fiel ihr nicht ein.

Und die Entführer? Der Stimmlage nach, waren es Männer. Sie wollte sich einprägen, was ihr aufgefallen war – Statur, die Sprache, der Tonfall.

Außer zwei Mal der Befehl ‚Kein‘ Ton‘ war kein Wort gefallen. Während ihr das alles durch den Kopf jagte, griff sie nach ihrer Tasche, um ihr Handy herauszuholen. Sie hatte keines dabei, hatte es im Hotel gelassen.

Sie sah sich um. Niemand war auf der Straße. Darauf rannte sie los, die wenigen Meter zurück zum Frauenbadi, die Stufen zum Eingang hinunter. Sie riss die Türe auf und lief auf einen der Kellner zu.

„Wir haben geschlossen.“

„Ich weiß. Bitte. Rufen sie die Polizei. Meine Freundin, mit der ich bis eben hier war, wurde gerade entführt.“

Der Kellner sah sie ungläubig an.

„Hier, mitten in der Stadt?“ Valerie nickte und hoffte, der Kerl würde endlich was tat, zum Telefon gehen und die Polizei anrufen.

„O.k.“, sagte er langsam. Es klang skeptisch. „Wie Sie wollen.“ Er ging zum Tresen und telefonierte. Sie hörte ihn nicht sprechen. Sie versuchte nochmals, sich an irgendetwas, an Details zu erinnern, die sie der Polizei als Hinweise geben könnte.

„Es kommt gleich jemand. Bleiben Sie solange hier.“

Der Satz hatte wie eine Anweisung geklungen. Ihr war es recht. Sie setzte sich auf einen Stuhl neben den Eingang. Die Zeit verging. Niemand kam. Sie achtete auf Polizeisirenen – hörte aber nichts.

Endlich ging die Türe auf. Eine Frau und ein Mann in Polizeiuniform kamen herein. Sie stand auf.

„Gut, dass Sie kommen. Meine Bekannte, Frau Ackermann, wurde eben entführt.“ Die Beamten sahen sie an. Sie wollten sich wohl ein Bild davon machen, ob sie durchgeknallt, vielleicht betrunken war. Sie musste mehr Informationen bieten.

„Zur Zeit läuft hier in der Stadt eine Investorenkonferenz. Frau Ackermann und ich nehmen an der Konferenz teil. Wir haben den Abend hier verbracht und wollten eben zum Hotel gehen, als sie gezwungen wurde, in einen Lieferwagen einzusteigen.“ Dann schob sie leise nach, und sah sich dabei vorsichtig um: „Frau Ackermann ist eine schwerreiche Frau, eine deutsche Industrielle.“

„Und wer sind Sie?“, fragte die Polizistin. „Weidenbach, Valerie mit Vornamen. Ich nehme wie gesagt ebenfalls an der Tagung teil.“ Was sollte sie, was konnte noch sagen?

Die Beamten gingen mit ihr zur Straße hoch und ließen sich den Entführungsort zeigen. Nach dem Valerie geschildert hatte, wie geschmeidig und geräuschlos die Entführung abgelaufen war, und die Beamten keinerlei Spuren erkennen konnten, sahen sie keinen Grund, Maßnahmen am vermeintlichen Tatort zu veranlassen.

Glaubten sie ihr nicht?, fragte sich Valerie.

„Gut. Dann fahren wir mal aufs Revier“, hörte sie einen der beiden sagen. Sie wusste nicht, wer von ihnen das gesagt hatte.

Sie nahm auf dem Rücksitz des Polizeiwagens Platz. Nach kurzer Fahrt näherten sie sich einem geschlossenen Tor, das sich öffnete, als sie näherkamen. Kaum hatte der Wagen die Schwelle passiert, schloss sich das Tor hinter ihnen wieder. Sie befanden sich in einem Innenhof. Valerie wollte die Wagentür öffnen. Das ging nicht. Die Tür wurde von dem Polizisten geöffnet, der auf dem Beifahrersitz vor ihr gesessen und sie während der Fahrt in einem zweiten Rückspiegel nicht aus den Augen gelassen hatte. Dass er sie beobachtete, war ihr sofort aufgefallen. Seine Kollegin hatte das Fahren übernommen.

„Kommen Sie mit.“ Kein bitte. Rauer Ton. Sie ließ sich durch Gänge und schließlich in ein Zimmer führen. Kaum war sie in dem Raum, ging die Türe hinter ihr zu und sie war alleine.

Die Luft war stickig, klebrig. Die Hitze der letzten Tage hatte sich auch hier eingeknistert. Sie wollte das Fenster öffnen, stellte aber fest, dass es keinen Griff gab. Ihr wurde mulmig. Dann sah sie sich um. Ein Tisch, zwei Stühle. Eine Neonröhre an der Decke. Eine Spiegelfläche, wie in Kriminalfilmen, durch die man sie

beobachten konnte, gab es nicht. Aber Kameras. Sie war Zeugin. Keine Täterin. Was lief hier ab?

Über eine Stunde oder so, sie hatte keine Uhr an, pasierte nichts. Dass die Schweizer als langsam galten, war ihr bekannt. Sie hoffte, die Polizei würden im Gegenzug die Zeit mit der sprichwörtlichen Schweizer Genauigkeit nutzen, und die Abläufe so präzise steuern, wie ihre gerühmten Uhrwerke tickten.

Plötzlich betrat ein älterer Mann den Raum. Er hatte nicht angeklopft, war einfach eingetreten, stand auf einmal vor ihr – während sie an dem Tisch saß. Er sah verschlafen aus, war wohl aus dem Bett geholt worden. Er hatte zwei Pappbecher in den Händen. Einen stellte er vor sie. Kaffee.

„Milch? Zucker?“

„Bitte Milch.“ Der Mann nickte, gab ihren Wunsch aber nicht weiter. Dann zwängte er sich ihr gegenüber zwischen den Armlehnen in den Stuhl.

„Meine Kollegen haben etwas von einer Entführung berichtet. Wer ist entführt worden – und wer sind Sie?“

Der Mann hatte sich nicht vorgestellt – nicht seinen Namen genannt, kein Grüezi oder Guten Abend. Valerie konnte nur vermuten, dass es sich um einen leitenden Beamten handelte.

Er roch nach Bett. Sein hängendes Kinn war stopplig.

Die Tür ging auf. Eine junge Frau brachte einen weiteren Pappbecker – darin Milch. Jetzt wusste Valerie, über die Kameras beobachtet zu werden – und dass das Gespräch mitgehört wurde.

„Mein Name ist Valerie Weidenbach. Ich komme aus Hamburg. Seit Mittwochmittag bin ich in Zürich, um an einer durch die Vereinigung Schweizer Investmentgesellschaften veranstalteten Tagung teilzunehmen. So wie jedes Jahr. Die Veranstaltung geht bis morgen Nachmittag. Entführt wurde Frau Monika Ackermann. Sie ist eine deutsche Industrielle und eine sehr reiche Frau. Wir waren zusammen im Frauenbadi zum Abendessen. Nach dem wir kurz nach Mitternacht das Bad verlassen hatten, wurde Monika gezwungen, in einen Transporter zu steigen.“

Sie erläuterte die Geschehnisse auf dem Stadthausquai, schilderte das weiße Fahrzeug, die beiden schwarz gekleideten und maskierten Personen, vermutlich Männer, wiederholte den zwei Mal gefallenem Satz ‚Kein‘ Ton‘ und dass sie versucht habe, sich Auffälligkeiten einzuprägen, aber nichts Bruchbares festgestellt hatte.

„So. Sie und diese Frau Ackermann sind also Bekannte, Freundinnen, und sie haben den Abend zusammen verbracht. Ist das soweit richtig?“

„Freundinnen ist zu viel gesagt. Wir haben uns erst gestern kennengelernt. Herr Hürlimann, der Geschäftsführer der Vereinigung Schweizer Investmentgesellschaften, hatte uns beim Eröffnungsempfang im Kunsthaus einander vorgestellt. Herrn Hürlimann und ich kennen uns seit vielen Jahren. Kennen Sie ihn auch?“

„Nein.“ Die Antwort war barsch.

„Im Museum haben Frau Ackermann und ich zunächst nur einige flüchtige Sätze gewechselt. Später am Abend waren wir uns dann vor dem Hotel, in dem wir beide wohnen, nochmals begegnet. Daraus hatte sich dann schon gestern ein langes Gespräch ergab – sozusagen von Frau zu Frau. Unser Gespräch haben wir dann heute Abend, eben im Frauenbadi fortgesetzt.“

Sie hatte gehofft, mit der Bemerkung – sozusagen von Frau zu Frau – die angespannte Atmosphäre entschärfen zu können – auch wenn die Angelegenheit ernst war. Sie sah, wie der Mann sie betrachtete und glaubte, Skepsis in seinem flächigen Gesicht zu erkennen.

„Sie und diese reiche Frau ziehen also am zweiten Tag ihrer Bekanntschaft gemeinsam los, verbringen die halbe Nacht zusammen und treiben sich anschließend unbegleitet in Bahnhofsnähe auf der Straße herum. Das soll ich glauben?“

„Jetzt werden Sie mal nicht unverschämt. Wir sind hier in der Schweiz, in Zürich, dem Hortus der Sicherheit. Und rumgetrieben, wie Sie sich ausdrücken, haben wir uns auch nicht. Wir waren auf dem Weg zu unserem Hotel.“

„In welchem Hotel wohnen Sie?“

Sie nannte den Namen.

„Und wo wohnt Frau Ackermann?“

„Im gleichen Hotel. Das erwähnte ich bereits.“

Ihr Gegenüber zog die Augenbraun hoch und sah sie mit bohrendem Blick an.

„Ich fasse zusammen: Sie und diese Millionärin kennen sich seit gestern Abend. Sie haben den heutigen Abend zusammen verbracht. Sie wohnen wie durch Zufall im gleichen Hotel.“

Valerie nickte. Da hat jemand ja mal wenigstens ordentlich zugehört. Sie spürte den aufsteigenden Sarkasmus und ihren Zorn.

„Ganz offensichtlich,“ fuhr der Mann fort, „können Sie Menschen in atemberaubender Geschwindigkeit für sich einnehmen und ihr Vertrauen gewinnen – erschleichen. Man könnte auch sagen: Menschen manipulieren.“

In diesem Augenblick klopfte es an der Türe und ohne die Aufforderung zum Eintreten abzuwarten, kam eine Frau in Zivil herein. Sie stellte einen

aufgeklappten Laptop auf den Tisch und verließ den Raum wieder.

Valerie sah die müden Augen des Mannes auf den Bildschirm blicken. Der drehte den Laptop nach wenigen Augenblicken mürrisch zu ihr hin und drückte den Abspielpfeil. Valerie sah, wie der weiße Kastenwagen an ihr und Monika vorbeifuhr, stehenblieb, die beiden Entführer herauskamen, Monika in den Wagen verschleppten und sie selbst schließlich auf der Straße stehenließen. In zwei weiteren Sequenzen war der Wagen zu sehen – wie er durch die Stadt fuhr und schließlich in einem Tunnel verschwand.

Videoüberwachung des öffentlichen Raums. Sie schob den Rechner dem Beamten wieder zu, sah ihn an und wartete.

„Ich habe keine Ahnung, was Sie glauben. Dafür glaube ich zu verstehen, dass sie mich dem Täterkreis zurechnen. Aber nochmals zum Mitschreiben: Ich kannte Frau Ackermann bis Mittwochabend nicht. Ich bin wie jedes Jahr zu der Konferenz hierhergekommen. Herr Hürlimann, wie schon erwähnt der Geschäftsführer der Vereinigung Schweizer Investmentgesellschaften, war es, der Frau Ackermann und mich miteinander bekannt gemacht hat. Das alles kann Herr Hürlimann ihn bestätigen. Es war reiner Zufall, dass Frau Ackermann und ich uns später an diesem Abend nochmals

über den Weg gelaufen sind und ins Gespräch gekommen waren. Und erst heute im Verlauf des Nachmittags haben Frau Ackermann und ich uns für den heutigen Abend verabredet. Wenn ich mein Smartphone zur Hand hätte, könnte ich Ihnen die Verabredung zeigen.“

„Das soll ich Ihnen alles glauben? Ein bisschen viele Zufälle auf einmal, finden Sie nicht auch? Und die Mobilnummer mit der Sie Nachrichten für Ihre vermeidliche Verabredung ausgetauscht haben, könnte ich unter Umständen gar nicht verifizieren.“

Der Mann sah sie an, sein Blick ruhte auf ihr, prüfend, abwägend, wie es Valerie erschien. Sie spürte das Gewicht seiner Gedanken. Wie aus dem Nichts, fuhr der Mann in Zivil plötzlich fort.

„Hören Sie endlich auf, mich für dumm zu verkaufen. Wir wären nicht die Schweizer Polizei, wenn wir nicht von der Konferenz wüssten. Und Frau Ackermann ist uns bestens bekannt. Ich sage Ihnen wie es war: Irgendwie haben sie herausgefunden, in welchem Hotel Frau Ackermann absteigt und haben sich dort ebenfalls eingebucht. Dann haben sie es geschafft, Herr Hürlimann zu veranlassen, Ihnen Frau Ackermann vorzustellen. Anschließend haben Sie das Kunsthaus vor Frau Ackermann verlassen, um sie am Hotel abzuwaschen. Dort mimten Sie das Unschuldslamm. Dank des Leumunds von Herrn Hürlimanns war Frau

Ackermann arglos, ließ sich von Ihnen in ein Gespräch verwickeln und schon manipulierten Sie die arme Frau.“

Valerie wusste nicht, was sie sagen sollte. Was reimte sich der Kerl da zusammen? Ein Verschwörungstheoretiker. Sie hätte die hiesige Polizei für nüchtern, humor- und fantasielos eingestuft. Diese Geschichte aber war jetzt wirklich reif für den Plot eines Drehbuches.

„Was erzählen Sie nur für einen haarsträubenden Unsinn. Ich hatte mich wegen des herrlichen Abends mit einem Glas Wein vor das Hotel gesetzt – und nicht, um Frau Ackermann abzapfen. Und ich haben sie auch nicht angesprochen, als sie auf das Haus zukam. Frau Ackermann kam weder mit einem Wagen, gar mit einer gepanzerten Limousine, noch mit Personenschutz zum Hotel – sondern zu Fuß. Alleine das zeigt Ihnen, wie sorglos sie sich hinsichtlich ihrer Sicherheit gibt. Noch dazu hier in der Schweiz. Und sie war es, die mich angesprochen hatte, mich gefragt hat, ob sie sich zu mir setzen dürfe. Sie reimen sich da eine wilde Räuberpistole zusammen. Außer, dass ich die Entführung beobachtet habe, habe ich nichts damit zu tun.

Kann ich noch einen Kaffee haben – bitte?“

Der Mann nickte. „Nochmals: das alles soll ich Ihnen glauben? Und warum wohnen Sie dann im gleichen

Hotel wie Frau Ackermann – ausgerechnet in dem Hotel, das ihr gehört?“

„Wieso, dass ihr gehört? Das Hotel gehört seit Generationen Familie Leuzinger. Fragen sie Herrn oder Frau Leuzinger. Die kennen mich seit ich ein Teenager war. Damals wohnte ich zum ersten Mal in dem Haus, das seinerzeit noch eine schlichte Pension war.“

„Tun Sie doch nicht so, als wüssten Sie nicht, dass Frau Ackermann die Immobilie vor Jahren gekauft hat. Damals hatte das Gewerbeamt Renovierungsarbeiten verlangt, die die Leuzingers nicht leisten konnten. Frau Ackermann erwarb das Haus kurzerhand und finanzierte den Umbau in ein luxuriöses Schatzkästchen an Hotel. Seither sind die Leuzingers Pächter im eigenen Hotel.“

Und dann hörte sie den Mann noch einen Satz murmeln: „D Frau Ackermann hät die arme Lüt äfach zuegchisse mit ihrem Gäld – so wie all die Usländer, wo da alles an sich risse wo nöd niet- und nagelfest isch. Chaufe alles uf i de Schwiiz.“

Wieder klopfte es an der Tür. Abermals forderte der Mann nicht zum Eintreten auf. Die gleiche Frau wie zuvor brachte den erbetenen Kaffee, diesmal schon mit Milch. Valerie verstand, wie scharf das Gespräch

verfolgt wurde. Und sie war sich sicher, dass das Gespräch, oder war es ein Verhör?, aufgezeichnet wurde.

Die Frau sah den Beamten an und schüttelte den Kopf. Er nickte.

## Passwort

Zusammen mit der Frau, die eben den Kaffee gebracht hatte, verließ der verknitterte Beamte den Raum. Als sie alleine war, sah sie sich abermals um, entdeckte aber nichts, was sie nicht schon wahrgenommen hatte. Ein Blick zu dem Fenster, das sich nicht öffnen ließ, zeigte ihr, dass es weiterhin stockfinster war.

Die Luft, die anfänglich zum Schneiden war, war zwischenzeitlich abgekühlt. Eine Klimaanlage musste eingeschaltet worden sein, waberte es ihr im Kopf. Irgendwann erschien es ihr, als würde sich auch die Luft, seit der Mann das Zimmer verlassen hatte, verbessern. Schüttelfrost überkam sie. Nicht, weil ihr kalt war, sondern weil sie zum ersten Mal, seit sie mit der Polizei in Kontakt stand – seit den ersten Sätzen mit der Streifenbesatzung, der Fahrt auf das Revier, und dem Gespräch mit dem Mann in Zivil – an Monika dachte. Wie ging es Monika? Wo war sie? Was wollten die Entführer und wer waren sie? War sie unverletzt?

Valerie zog die Jacke hervor, die sie unnötiger Weise für den Abend mitgenommen hatte. Jetzt war sie froh darum. Aber sie wusste, die Jacke würde ihr nicht helfen – wusste, unter Schock zu stehen. Sie beugte sich nach vorne auf den Tisch und legte den Kopf auf ihre

überkreuzten Arme. Am liebsten hätte sie geheult. Aber sie brachte keine Träne hervor.

Sie dämmerte – die Bilder der Entführung liefen vor ihr ab. Es war ein komisches Gefühl gewesen, sich selbst auf der Videoüberwachung zu sehen. Und dann ging ihr durch den Kopf, worüber sie sich bei solchen Bildern jedes Mal ärgerte: Satelliten im All lieferten gestochen scharfe Bilder von der Erde – aber bei Fällen wie diesem, standen immer nur pixelige Schwarzweißaufnahmen zur Verfügung. Wer sollte da etwas erkennen können?

Sie trank einen Schluck Kaffee, als die Türe aufging. Wie lange sie alleine war, wusste Valerie nicht. Ein erneuter Blick nach draußen zeigte ihr, wie schwarz die Nacht weiterhin war. Es musste noch vor vier Uhr sein.

Der Mann in Zivil betrat den Raum. Er sah sie an. Sie sah ihn an. Er war klein, gedrungen. Dass er keinen Sport trieb, war nicht zu übersehen. Sein Kinn, das ihr jetzt noch stoppeliger vorkam, ging konturlos in den nicht vorhandenen Hals über. Die Krawatte hielt den Hemdkragen notdürftig zusammen. Das wäre dem obersten Knopf nicht gelungen, dachte sie. Seinen massigen Körper ließ er wieder in den Stuhl fallen – und sofort wehte abermals der Geruch aus Sauer und ungemachtem Bett zu ihr herüber.

Zwischenzeitlich konnte sie die Dinge unterscheiden – war ihr die Umgebung nicht mehr eine einzige Gemengelage aus Rumpf, Geruch, Raum und unbestimmter Zeit – und Unterstellungen.

Der Mann legte einen Laptop auf den Tisch. Sie sah, dass sie das gleiche Gerät besitzt. Der Mann klappte den Laptop auf und schob ihn zu ihr. „Wie lautet das Passwort? Machen Sie schon. Unsere Spezialisten bekommen es ohnehin raus. Zeigen Sie sich wenigstens jetzt kooperativ. Dann geht alles schneller.“

„Sie haben meinen Laptop geklaut?“ Sie sah den Mann entgeistert an, spürte Entsetzen in sich aufsteigen. Die polizeilichen Aktivitäten schienen jetzt auf Hochtouren zu laufen – die sprichwörtliche Schweizer Präzision war am Laufen.

„Sie waren in meinem Hotelzimmer? Sie sind in mein Hotelzimmer eingedrungen – eingebrochen – ohne Grund? Haben Sie dazu überhaupt eine rechtliche Grundlage? Es wird Zeit, die Botschaft in Bern einzuschalten um mich vor Ihren Übergriffen zu schützen.“ Sie sah es vor sich – Beamte, die in ihren Sachen wühlten – ihre Kleidung, ihre Wäsche befragten. Sie war angewidert.

„Das mit der Rechtsgrundlage lassen Sie mal schön meine Sorge sein“, konterte der Mann ihre Empörung. „Und die Vertretung Ihres Landes ist bereits informiert.“

Schließlich ist eine der größten Steuerzahlerinnen Ihrer Heimat offensichtlich entführt worden – von einer Landsmännin. Darüber sollten die Behörden Ihres Landes informiert sein.“

Valerie schüttelte den Kopf. War die einzige Sorge dieses Mannes die, dem deutschen Fiskus könnte eine Steuerzahlerin abhandenkommen? Zugleich spürte sie, wie es ihr mulmig wurde. Die Aussichten, in die Mühlen staatlicher Bürokratien zu geraten, fühlten sich bei aller Unschuld beängstigend an.

Sie blickte auf ihren Laptop, wollte ihn aber nicht anfassen. „Das Passwort lautet ‚Schöne Aussicht‘. Zwei Worte. Jeweils mit Großbuchstaben am Anfang. Nur schon mal für alle Fälle.“ Sie sah keinen Grund dem Spinner auszuweichen. Es gab nicht verfängliches auf dem Gerät zu entdecken.

Der Mann tippte das Passwort ein. Dann fummelte er umständlich ein Handy aus der Jackentasche und schob es ihr hin. „Auch entsperren“, raunzte er.

Sie ließ das Smartphone liegen, wollte es ebenfalls nicht anfassen. „Der Code ist klassisch: 1, 2, 3 und die 4. Auch für alle Fälle.“

Sollen die doch die SMS, die sie mit Roman und Monika am Nachmittag ausgetauscht hatte, lesen. Das würde diesem Idioten schon zeigen, auf welchem Holzweg er sich befand.

„Schade, dass Sie Herrn Hürlimann nicht kennen. Er könnte den Sachverhalt erklären.“

Der Mann sagte nichts. Er stemmte sich zwischen den Armlehnen aus dem Stuhl hoch und verließ den Raum. Die Geräte nahm er mit.

Wieder saß sie eine Weile da, bewegungslos.

Dann sagte sie in den Raum hinein: „Kann ich bitte Wasser haben“. Kurz darauf wurde ihr ein Pappbecher mit Leitungswasser gebracht. Sie dankte.

Als der Mann in Zivil ohne anzuklopfen und in Begleitung einer uniformierten Beamtin das Zimmer betrat, begann es draußen zu dämmern.

„Sie können gehen. Die Kollegin bestellt Ihnen ein Taxi, wenn Sie möchten.“

Damit drehte sich der Mann um und verschwand so graßlos, wie er vor Stunden ihr das erste Mal gegenübergetreten war. Valerie war froh – und zugleich verwirrt. Was hatte den Sinneswandel ausgelöst? Gab es Neuigkeiten? War Monika frei oder wusste man, wo sie war?

## Morgendämmerung

Sie folgte der Polizistin den Gang entlang und lief entlang verglaster Trennwände, die den Blick in die dahinerliegenden Büros freigaben.

„Soll ich Ihnen ein Taxi bestellen?“

„Ja. Bitte. Und mein Handy und den Laptop hätte ich auch gerne wieder.“

„Ja. Natürlich. Entschuldigen Sie bitte. Warten Sie hier. Ich hole geschwind beides.“

Damit blieb Valerie alleine im Flur stehen. Sie sah sich um – und erstarrte: In dem Büro, an dem sie eben vorbeigegangen waren, sah sie durch die Glasscheibe Roman. Er saß zusammengesackt an einem Tisch. In der Haltung sah er noch runder aus, als es ihr beim Mittagessen, und auch schon am Abend zuvor, im Kunsthaus, vorgekommen war. Er war nicht mehr nur dick. Er war einfach fett. Anders konnte sie seine Erscheinung nicht bezeichnen. Was war passiert?

Die Hände lagen gefaltet vor ihm. Und dann sah sie die Handschellen an den Gelenken. Was sollte das bedeuten? Was ging in dieser Stadt ab?

Zaghaft setzte sie an, eine Hand zu heben – wollte ihm zuwinken und an die Scheibe klopfen – ließ die Hand aber wieder sinken. In dem Moment sah er zu ihr auf, blickte sie an, ihr in die Augen. Er hob die

Schultern, die Hände – und sie sah den Blick. Es war ein Schrei der Traurigkeit, der Verzweiflung – vor Angst und Hilflosigkeit. Warum? Sie nickte ihm zu. Wozu, wusste sie nicht.

Die Polizistin kam mit Laptop und Handy zurück.

„Was macht Herr Hürlimann hier? Warum ist er in Handschellen?“

„Bitte. Gehen Sie weiter. Ich weiß nicht, wer Herr Hürlimann ist. Außerdem darf ich keine Auskünfte geben.“

Sie ging weiter, den Blick auf Roman gerichtet, der ihr nachsah – bis sie um eine Ecke gegangen waren und ihn aus ihrem Blick verlor.

Was ging hier ab – in dieser Stadt?, fragte sie sich abermals.

In der Eingangshalle blieb die Polizistin stehen und hielt ihr Laptop und Handy entgegen. Valerie nahm beides mit Widerwillen an sich. Im Hotel würde sie die Geräte mit Desinfektionstüchern gründlich reinigen. Sie dachte an die kurzen Wurstlfinger des Mannes in Zivil und an seinen Geruch.

Als sie vor die Polizeiwache trat, um auf das Taxi zu warten, war es hell. Auf dem Display las sie die Uhrzeit ab. Um diese Stunde verließen wohl üblicherweise nur illegale Prostituierte Polizeiwachen. Dafür wäre sie

wohl zu alt – obwohl: Für alles gab es einen Markt. Das Taxi kam. Sie ließ sich zum Hotel fahren.

In ihrem Zimmer legte sie den Laptop und ihr Smartphone auf dem Sideboard ab. Dann schlüpfte aus ihren Schuhen und sank aufs Bett. Augenblicklich schlief sie ein.

## Fürsprecher Koller

Gegen halb neun wachte sie auf. Sie hatte zur wenig und unruhig geschlafen. Sie rief im Büro in Hamburg an und bat darum, sie auf den nächstbesten Flug nach Hamburg umzubuchen. Während sie auf die Bestätigung wartete, packte sie den Koffer. Anschließend fuhr sie mit dem Aufzug ins Erdgeschoss und beglich die Rechnung an der Rezeption. Nichts Auffälliges war zu bemerken. Entweder, die Rezeptionistin wusste nichts von Monikas Verschwinden, oder sie war hochprofessionell. Valerie bat um ein Taxi.

„Das Taxi trifft in Kürze ein. Ich wünsche Ihnen eine gute Reise, Frau Weidenbach.“

Auf der Fahrt nach Kloten, überlegte sie, wen sie anrufen könnte um zu erfahren, ob es Neuigkeiten zu Monikas Verbleib gab – und warum Roman in Handschellen auf der Polizeiwache saß. Unter anderen Umständen hätte sie ihn, Roman angerufen. Aber das war jetzt nicht möglich. Urs? Nein, der war sicherlich nicht eingeweiht.

Die Sonne stand am Himmel. Würde es abermals ein heißer Tag werden? Ihr Handy klingelte. Eine Schweizer Nummer. Sie drückte das grüne Symbol. Noch ehe sie etwas sagen konnte, vernahm sie ein „Grüezi.

Spreche ich mit Frau Valerie Weidenbach?“ Eine Frauenstimme. Sie bestätigte. „Und mit wem spreche ich?“

„Mein Name ist Heidrun Rahn von der Kanzlei Marcellino, Koller und Partner. Darf ich Sie mit Herrn Dr. Koller verbinden?“

„Wer bitte, ist Herr Dr. Koller?“

„Herr Dr. Koller ist der Fürsprecher von Herrn Hürlimann. Entschuldigen Sie bitte, Rechtsanwalt, wie Sie in Deutschland sagen. Kann ich Sie jetzt verbinden?“ Die Frau klang ungeduldig, fast ungehalten.

Auch recht. Valerie stimmte zu. Viel Schlimmeres konnte heute nicht mehr passieren. Dann spürte sie den Kloß im Hals und wie ihr die Luft wegblieb: War Monika etwas zugestoßen? Sie hörte ein Klicken, dann war der Fürsprecher in der Leitung.

„Frau Weidenbach? – können Sie sprechen?“

Sie bestätigte beides. „Frau Weidenbach, Herr Hürlimann hat mich gebeten, Sie anzurufen und Sie zu informieren, nach dem Sie ihn in den frühen Morgenstunden auf der Polizeiwache gesehen haben. Herr Hürlimann hat mich dazu Ihnen gegenüber von jeder Verschwiegenheitspflicht entbunden. Zugleich bitte ich Sie, alles was ich Ihnen nun erzählen werden, bis auf Weiteres für sich zu behalten – auch wenn die Details über kurz oder lang in der Presse erscheinen werden. Einstweilen, bis zum Abschluss der Entführung von Frau

Ackermann, wäre es aber hilfreich, wenn nichts an die Öffentlichkeit geriete.“

Der Anwalt wartete nicht auf die Bestätigung ihrer Verschwiegenheit, sondern fuhr augenblicklich fort.

„Ich werde Sie jetzt mit einigen Neuigkeiten überraschen: Herr Hürlimann ist homosexuell. Das wissen sie vermutlich nicht. Seit gut zwei Jahren hat er einen Liebhaber, einen jungen Mann. Seinen Namen nenne ich hier nicht. Bald nach dem Herr Hürlimann die Verbindung mit dem Mann eingegangen war, stellte sich heraus, dass dieser häufig in Geldnöten war. Herr Hürlimann, in seiner Verliebtheit und Angst, den jungen Partner zu verlieren, löschte die immer wieder auflodernden Brandherde durch Geldspritzen. Irgendwann begann der Jüngling, Herrn Hürlimann zu erpressen und forderte große Beträge, die Herrn Hürlimanns Möglichkeiten überstiegen. Darauf entzog der Liebhaber ihm seine Zuneigung und stellte diese erst wieder in Aussicht, wenn Herr Hürlimann über sein berufliches Umfeld für den gewünschten Geldsegen sorgen würde. Um es kurz zu machen: Aus dem Ansinnen des Erpressers wurde die Idee der Entführung von Frau Ackermann geboren. Als Herr Hürlimann gestern Nacht, nachdem die Entführung ins Rollen gekommen war, von seinem Liebhaber und Erpresser wissen wollte, wo Frau Ackermann hingebracht wurde, hatte

der ihn nur ausgelacht. Er hat Herrn Hürlimann angewiesen, sich herauszuhalten und ihm andernfalls schmerzhaftes Konsequenzen angedroht. Herr Hürlimann, bei dem die Nerven schon länger blank liegen, kannte letzte Nacht nur noch die Flucht nach vorne. Das war das einzig Richtige und ehrt ihn. Finden sie nicht auch?“

Was für eine zynische Frage, dachte Valerie – aber Dr. Koller fuhr bereits fort, bevor sie antworten konnte.

„Zur Beruhigung seiner Nerven stopft sich Herr Hürlimann seit langem mit Essen voll. Das Ergebnis haben Sie ja selbst gesehen. In seiner Verzweiflung hat er mich letzte Nacht angerufen und zu sich in die Wohnung gebeten. Von dort haben wir die Polizei informiert. Jetzt ist er verhaftet – vielleicht auch zu seinem eigenen Schutz vor dem Erpresser, der von Komplizen unterstützt wird.

Wo Frau Ackermann ist, wissen wir nicht. Nach dem die Polizei aber nun die Identität des Entführers und die Hintergründe kennt, besteht Hoffnung, die Entführung bald beenden zu können.“

Sollte sie den letzten Satz als Wunschdenken, als vage Hoffnung bewerten – oder konnte sie das als realistische Lagebeurteilung einschätzen?

„Herr Hürlimann möchte, dass Sie das alles wissen. Er scheint Sie sehr zu schätzen und schämt sich zutiefst, so tief gefallen zu sein.“

Darauf legte Herr Dr. Koller eine Kunstpause ein und fuhr schließlich fort: „Ich glaube, es ist überflüssig, nochmals zu erwähnen, dass wir Sie bitten, Stillschweigen über die Angelegenheit zu bewahren.“

„Was Sie hiermit nochmals zum Ausdruck gebracht haben“, konterte Valerie verärgert. Der Anwalt antwortete nicht.

„Richten Sie Herrn Hürlimann meine Grüße aus, und dass er mir leidtut. Auf Wiederhören.“

Sie drückte auf das rote Feld mit dem weißen Telefonhörer, ohne eine Antwort des Fürsprechers abzuwarten.

Irgendwie schien dieser Aufenthalt an der Limmat, mit den Begegnungen mit Vertretern der Obrigkeit und von Gesetz und Ordnung, unter keinem guten Stern zu stehen, sann Valerie. Nichts Elegantes, nichts Glanzvolles und keine Spur von Souveränität würde sie diesmal von ihrer Sehnsuchtsstadt Zürich mit nachhause nehmen. Dabei hatte alles einen so heiteren und überraschenden Anfang genommen – Roman im Kunsthaus, das Kabinett, ihre Erinnerungen an Christiaan und das einst so wunderbare Kribbeln im Bauch, das überraschende Wiedersehen mit Urs, das tolle Wetter tagsüber

im Frauenbadi – und die tropischen Temperaturen nachts, während ihrer Gespräche mit Monika. Am liebsten hätte sie endlich geweint – laut losgeheult.

## **Unverletzt und unversehrt**

Nach der Landung in Hamburg stieg sie in ein Taxi. Es war kurz nach fünfzehn Uhr. Sicher würde noch niemand zuhause sein, wenn sie ankäme. Das war ihr recht. Als sie auf das Haus in Othmarschen, in dem sie nicht mehr ihr Zuhause sah, zufuhren, sah sie schon von weitem Benitas roten Sportwagen. Sie würde nicht alleine sein, wie sie es angenommen – erhofft hatte. Bereits vor der Haustüre, den Schlüssel noch in der Hand, hörte sie Rachmaninows Klavierkonzert Nummer 2. Die Musik kam aus dem Wohnzimmer. Sie wusste, was los war. Benita und Janus hatten sie erst am späten Abend erwartet.

Unbemerkt schlich sie hoch in ihren Bereich – und ließ sie sich in einen Sessel fallen. Sie wollte niemanden sehen, nichts hören, wollte nur alleine sein. Die Musik drangen gedämpft zu ihr hoch. Dann fiel ihr ein, am Mittwoch mit dem Wagen nach Fuhlsbüttel gefahren zu sein. Der stand jetzt im Parkhaus am Flughafen. Die Taxifahrt, eben, hätte sie sich sparen können. Egal. Sie würde das Auto morgen holen.

Sie dachte wieder an Monika. Kurz nach dem Anruf des Fürsprechers hatte sie zuletzt an sie gedacht – hatte die Zeit seither in einem Schockzustand verbracht. Hoffentlich ging es ihr irgendwie und einigermaßen gut.

Hoffentlich war sie unverletzt. Unversehrt würde sie in keinem Fall sein – nie mehr. Sie selbst auch nicht.

Dann verfiel sie in eine Leere – und plötzlich – endlich liefen Tränen über ihr Gesicht. Endlich konnte sie weinen, laut heulen.

Es klopfte. Valerie erschrak, drückte ein „Herein“ zwischen Schniefen heraus. Benita kam herein.

„Habe ich mich doch nicht verhört. Seit wann bist Du zurück?“

Erst jetzt sah Benita das verheulte Gesicht ihrer Schwester und das Beben der Schultern.

„Um Gottes Willen. Was ist passiert?“ Benita kniete sich nieder und hielt ihre Hände.

Valerie umriss die Geschehnisse seit Mittwochabend. Dann bat sie Benita um eine Schlaftablette. Noch nie hatte sie ein Mittel zum Einschlafen genommen. Heute wollte sie eins, wollte sich wegbeamen, wollte von dem Tag, der Welt nichts mehr wissen.

Wie aus einem weit entfernten Traum bemerkte Valerie mehrmals, dass Benita nach ihr sah. Irgendwann wachte sie schließlich auf. Die Vorhänge waren zugezogen, nur dämmriges Licht fiel in ihr Zimmer. Es musste früh am Morgen sein. Sie sah auf den Wecker – es war nach neunzehn Uhr. Sie hatte über vierundzwanzig Stunden geschlafen.

Als sie wenig später aus dem Bad kam, stand Benita im Zimmer. Aus ihren Blicken erkannte sie sofort, dass etwas passiert war.

„Was ist passiert? Sag schon.“

„Die Entführung ist vorbei. Ein Spezialkommando der Schweizer Polizei hat Deine Freundin befreit. Alle drei Entführer sind tot. Laut den Nachrichten gab es ein Blutbad. Aber Hauptsache ist doch, dass Frau Ackermann befreit ist und unverletzt.

Meine Güte. Valerie setzte sich auf die Bettkante. Tränen traten ihr in die Augen. Sie wusste nicht, ob vor Erleichterung oder vor Erschöpfung? War Monika jetzt alleine oder in Begleitung? Von medizinischem oder psychologisch geschultem Personal umgeben? Waren ihre Kinder bei ihr? Wie würde sie zurückkommen? Bestimmt nicht mit dem Zug. Sicher würde Monika fortan nur noch in gepanzerten Limousinen unterwegs sein. Oder mit einem der Businessjets der Firma.

Sie griff nach ihrem Laptop. Der war noch immer nicht gereinigt – egal. Sie suchte nach Hinweisen zu der Entführung, den Entführern und zu Monika. Sie gab Monikas Namen ein – und schon überschlugen sich die Meldungen. Sie las einige der Nachrichten, die bestätigten, was Benita ihr eben berichtet hatte. Sie klappte den Laptop wieder zu. Benita hielt sie an der Schulter umarmt.

Die Nachricht von Monikas Befreiung bescherte ihr nicht die erhoffte Erleichterung. Im Gegenteil: Valerie fühlte, wie eine bleierne Schwere der Erniedrigung sich über ihr ausbreitete. Sie spürte Wut. Wut – wie sie das noch nie erlebt hatte. Wäre die Entführung misslungen, wenn sie mit Monika nicht ausgegangen wäre? Das war Unsinn. Monika hatte vormittags auch ohne sie den Weg ins Frauenbadi gefunden. Und sicher haben die Entführer Monika ständig beobachtet und einen günstigen Augenblick abgepasst. Als sie mit Monika den Abend über im Frauenbadi zusammengesessen hatte, hatten die Entführer Zeit gehabt, alles vorzubereiten. Nur wenn sie früher gegangen wären, als die Straßen noch belebt waren, wäre die Entführung vermutlich nicht möglich gewesen. Aber auch das war ungewiss. Monika und sie, hatten sich gegenseitig zum Bleiben animiert, angestachelt. Und während die Entführer zugeschlagen haben, hätte sie nichts anderes tun können als das, was sie getan hatte.

Sie dachte zurück, an Monikas Schilderungen – wie ihr Vater sie, Werner und die Kinder durch lancierte Fotos in die Öffentlichkeit gezerrt und die Familie um ihre Privatsphäre beraubt hatte, und wie Monika später, nach Werners Tod, ihre Freiheit durch ihren Rückzug, ihr Abtauchen in die Anonymität wiedererkämpft hatte. Die Erpresser hatten Monika nicht nur für die

Dauer der Entführung ihrer Freiheit beraubt – sie hatten Monika abermals ihrer Anonymität beraubt und sie für alle Zukunft darum betrogen.

Auch Roman war zu einem Opfer geworden – erpresst von dem Mann, in den er sich verliebt hatte, von dem er offensichtlich abhängig war, ihm hörig war. Roman hatte sich erpressen lassen – von einem kriminellen Stricher, der sein Opfer ohne Rücksicht auf dessen seelische und körperliche Gesundheit ausgesaugt hatte. Für seine naive Verliebtheit würde Roman seine Freiheit verlieren und ins Gefängnis gehen. Seine Karriere war zerstört.

Auch sie selbst war beschädigt, zu einem Opfer geworden – als Kollateralschaden – und ahnte die Veränderungen, die ihr Leben um Sinn und Aussichten berauben würden. Nichts mehr würde sein, wie es einmal war. Bei ihr nicht – und bei Monika auch nicht. Sie hatte Monika wider aller Regeln die letzten, die geheimsten Winkel der Schwesternschaft – ihres Seelenheils – offengelegt – verraten. Das hatte sie zuvor noch nie getan. Hatte sie damit die Schwesternschaft verraten? Niemand würde von diesem Verrat erfahren – aber sie wusste davon – und schämte sich. Ihre Verbindung zu der Vereinigung hatte ihre Unschuld verloren. Schwere lag jetzt über dieser Welt. Nie mehr würde sie an den Veranstaltungen – den offenen Abenden, den Jour fixe,

und an Reisen, wie nach Marrakesch – teilnehmen können, ohne an Monika zu denken. Immer würde sie die Gewalt, die von Monikas Verschleppung ausgegangen war, vor Augen haben.

Sie konnte die Mitgliedschaft in der Schwesternschaft nicht kündigen – die war ihr auf Lebenszeit zugesprochen. Sie konnte sie nur auf inaktiv stellen.

Selbst die Entführer waren zu Opfern geworden – Opfer ihrer selbst. Und sie haben ihre Freiheit mit ihrem Leben eingebüßt, bezahlt.

Valerie überlegte: Wie würde es weitergehen? Am Montag stand die Abnahme ihrer Wohnung, die sie vor drei Jahren gekauft hatte und schon vor achtzehn Monaten hätte fertig sein sollen, im Kalender. Sollte sie die Wohnung gleich wieder verkaufen, oder vermieten – und weiterhin im Haus in Othmarschen, mit Benita und Janus, wohnen bleiben – als WG, statt als *Ménage à trois*?

Sie ließ sich auf ihr Bett zurückfallen. Sie wusste die Antwort nicht.

**Sechs Monate später**

Sechs Monate später 327

Zwei Tage später 330



## Sechs Monate später

Sie legte die Wochenendausgabe der FAZ neben sich auf den Boden – und sah sich um. Noch immer hatte sie nicht die Kraft gefunden, Möbel für ihre neue Wohnung auszusuchen und die Räume wohnlich einzurichten. Auch Vorhänge fehlten noch immer. Und die Bilder standen weiterhin auf dem Boden, an die Wände angelehnt. Die Schutzfolie der Umzugsfirma hatte sie wenigstens schon entfernt. Die wenigen Stücke, die sie aus ihren Zimmern im Haus in Othmarschen mitgenommen hatten, standen verloren umher. Gut, dass die Einbauschränke im Kaufangebot der Wohnung enthalten waren. Sie hätte sonst nicht gewusst, wohin mit ihrer Kleidung.

Bisher hatten nur Benita und Janus die Wohnung gesehen und sie einige Male besucht – und ihre Patin bei der Schwesterschaft, die Fernsehmoderatorin. Valerie blickte zum Fleet, der gegenüber der Wohnung Richtung Außenalster dahinfloss. Ihre Joggingstrecke – die sie auch heute früh abgelaufen war. Noch immer trug sie den Jogginganzug. Das wäre ihr früher nicht passiert – wäre sofort nach der Runde unter die Dusche gegangen und hätte sich etwas Ansprechendes angezogen.

Heute stand seit längerem mal wieder etwas über Monika in der Zeitung. Die Artikel bis vor vier Monaten hatten die Beschwerden von Monikas Nachbarn zum Gegenstand gehabt. Sie hatten sich über den Sicherheitsrummel rund um Monikas Haus beklagt, der seit geraumer Zeit herrschte. Ein Nachbar war zitiert worden, der vehement gefordert hatte, Frau Ackermann solle wegziehen. Das hatte sie jetzt getan – war weggezogen. Das stand heute in der Zeitung, die neben ihr lag. Wohin Monika gezogen war, stand in der kurzen Notiz nicht. Vermutlich war das geheim.

Noch immer hatte sie Monikas Mobilnummer eingespeichert. Immer wieder in den letzten Wochen hatte sie erwogen, Monika anzurufen – hatte sich aber nicht getraut. Und Monika: Sie hatte sich bisher ebenfalls nicht bei ihr gemeldet.

Valerie griff nach ihrem Handy und verfasste einige Zeilen an Monika. Dann schwebte ihr Zeigefinger über dem Absendefeld – bis sich der Finger langsam zum Löschpfeil bewegte. Buchstabe für Buchstabe löschte sie die Nachricht. Sie wollte nicht wissen, nicht feststellen müssen, dass Monika sie eventuell blockiert hatte. Ob dieser Überlegung, löschte sie die gespeicherte Nummer. Vermutlich war die Nummer ohnehin nicht mehr gültig.

Mit dem Handy in der Hand stand sie vom Boden auf und trat vor die breite Schiebetüre zur Terrasse. Sie hob ihren Blick an, hoch in den winterlichen Himmel – zu den weißen Wolken auf dem kalten Blau. Wie frostig der Tag war, steckte ihr noch von der Laufrunde in den Knochen.

So konnte es nicht weitergehen.

Sie tippte den Button für Benitas Nummer.

„Moin, Schwesterchen. Wie geht’s Dir?“, tönte Benita zur Begrüßung.

„Hast du heute Zeit, mit mir Möbelgeschäfte zu durchstöbern?“

Sie verabredeten sich.

Abermals sah Valerie zum Himmel hinauf und harderte. Dann blickte sie wieder auf das Handy – und öffnete erstmals seit Zürich die wöchentliche Mail der Schwesternschaft. Sie war vor zwei Tagen eingegangen. Das Veranstaltungsprogramm hing als PDF an. Aber noch bevor sie das Programm öffnete, ließ sie die Hand wieder sinken.

## Zwei Tage später

Montagsmorgen fuhr Valerie früh ins Büro. Um zehn Uhr stand die Vorstandssitzung im Kalender und sie wollte sich noch in einige Details einlesen. Seit letztem Monat gehörte sie dem Gremium an. Dr. Helmuth E. Friedrich hatte den Posten räumen müssen. Er hatte nicht überzeugt. Schon einmal war ihr die Vorstandsposition angeboten worden. Damals hatte sie aber nicht gewollt, hatte darauf verzichtet – und stattdessen Dr. Helmuth E. Friedrich für die Position empfohlen. Den Vorschlag hat ihr im Nachhinein niemand übelgenommen. Diesmal hat sie nicht gezögert, den Spitzenposten anzunehmen. Nochmals würde sie die Stelle nicht angetragen bekommen, das wusste sie. Jetzt, seit Zürich, klaffte eine Lücke in ihrem Leben. Jetzt hatte sie die Zeit – und konnte und wollte sich die Zeit für diesen anspruchsvollen Posten nehmen. Ihre Prioritäten hatten sich verändert – waren jetzt andere als damals, als sie die Stelle nicht annehmen wollte, und bis vor dem Zürich-Aufenthalt.

Kurz vor zehn brachte ihr Assistent die Postmappe herein – in das Eckzimmer mit der großen Fensterfront zur Außenalster, das jetzt ihres war. Sie entschied, rasch einen Blick in die Mappe zu werfen, bevor sie gleich in das Sitzungszimmer gegenüber gehen würde. Im ersten

Fach lag ein Brief. Darauf der Vermerk: „Persönlich/Vertraulich“. Ihr Assistent hatte, wie es bei solchen Vermerken die Anweisung war, das Kuvert nicht geöffnet. Die Marke zeigte Valerie, dass der Umschlag aus der Schweiz kam. Urs. Er gratulierte ihr zur Bestellung zum Vorstand. Das hatte schließlich in allen Wirtschaftsgazetten gestanden – endlich wieder einmal eine Frau auf einer Topposition. Sie freute sich. Mit der rechten Hand griff sie nach dem Brieföffner, mit der linken nach dem Umschlag. Sie drehte das Kuvert um, um es zu öffnen und noch schnell, vor der Sitzung, Urs Zeilen zu lesen. Als sie den Umschlag umgedreht zwischen den Fingern hielt, ließ sie die Hand mit dem Öffner wieder sinken. Der Brief war nicht von Urs. Sie starrte sie an – die Initialen auf der Rückseite: M. A.

Ihr stockte der Atem. Dann spürte sie eine Welle unglaublicher Freude. Unbändiges Glück durchflutete sie. Ihre Euphorie riss sie hoch. Sie stand so energisch auf, dass der schwere Ledersessel nach hinten wegrollte. Darauf hielt sie inne und besann sich. Sie legte den Brief mit den beiden Buchstaben nach oben behutsam zurück in die aufgeschlagene Mappe mit den blasroten Trennfächern. Sie würde sich Zeit nehmen, Monikas Nachricht zu lesen – was auch immer in dem Brief stand.

Als Letzte betrat sie den Konferenzraum. Sie spürte das anhaltende Glühen auf ihren Wangen und wusste,

ihr Hochgefühl ließ ihre Augen leuchten, ja strahlen. Sie sah, wie alle von ihren Unterlagen aufsahen, zu ihr aufblicken und sie ansahen – und erkannte die fragenden Mienen. Beseelt von endloser Freude und Erleichterung, nahm sie ihren Platz ein.

**E N D E**

Auch von mir

## **Lügen, Intrigen und andere Wahrheiten**

Wer drei Mal lügt, dem glaubt man nicht. Und lügt, wer die Wahrheit für sich behält? Menschen lügen durchschnittlich fünfundzwanzig Mal am Tag. Manche weit öfter. Ist Liebe der häufigste Anlass für Lügen?

Menschen lügen aus Angst, aus Scham, aus Sehnsucht, aus Geiz und Gier, aus Lust. Sie belügen sich selbst und andere. Menschen täuschen, täuschen vor, täuschen sich selbst, führen hinters Licht, hintergehen, führen in Versuchung und in die Irre, manipulieren und verschweigen. Manche gestehen irgendwann Lügen.

Aus unterschiedlichen Perspektiven erzählen die Geschichten von diesem offenbar zutiefst menschlichen Wesenszug.

Lesen Sie auch von mir

## Kaleidoskop

**Ein Bilderreigen von Leben, die sich begegnen,  
berühren, vereinen und wieder verlieren,  
und sich bei jeder Drehung neu sortieren**

Um ans Ziel zu kommen, scheut Lilli nicht vor kleinen, wie sie findet verzeihlichen Manipulationen zurück. Mit solch einem Trick angelt sie sich Anton. Ihrer beider Leben stehen im Zeichen der Umwälzungen der 68er-Bewegungen. Ihre Tochter Taraneh wächst im liberalen Geist der Zeit auf. Als Einzelkind beobachtet Taraneh früh die Eitelkeiten und Abgründe der Erwachsenen. Sie fragt sich, warum bei Astrid, einer Freundin ihrer Mutter, immer zwei Blusenknöpfe mehr offenstehen, wenn auch Tom zu Gast ist, und was Marions Fuß unter dem Hosenbein von Friedrich, Astrids Mann, sucht. Zum Studium zieht Taraneh nach Freiburg. Sie möchte unbeobachtet mit dem Leben und der Liebe experimentieren, bis ein Verrat alles ändert.

Auch Paolo flüchtet, von Perugia nach Hamburg. Dort trifft er Nicoletta, einziges Kind der schrulligen Schottin Joy und des exzentrischen Italieners Rudolfo. Nicoletta, kaum zwanzig und bereits Vollwaise, war auch geflüchtet, aus ihrer Heimat im Piemont an die Elbe. Aus gutem Grund halten sie ihre Liaison lange geheim. Dann zerreißt ein gewaltsamer Schicksalsschlag ihre Liebe.

Einige Jahre später kreuzen sich die Wege von Taraneh und Paolo. Beide sind gekennzeichnet von den ihnen widerfahrenen Ereignissen. Von der Leidenschaft füreinander überwältigt, aber durch das erfahrene Leid gehemmt, beschließen sie, eine Reise zu wagen, egal wohin. Kein Ort, kein Weg sind ihr Ziel, sondern Antworten und Erkenntnisse. Werden sie die Schatten der Vergangenheit, die über ihnen liegen, überwinden können?

Meinen Debutroman,

**Vom Jungen,  
der kein Kind sein wollte**

habe ich zurückgezogen. Mit dem Schreiben der oben genannten Titel und nun auch dem Band mit Erzählungen, sowie durch die Teilnahme an Klassen für kreatives und literarisches Schreiben, steigerte sich mein Unbehagen über mein Erstlingswerk. In Folge, habe ich das Buch zurückgenommen.

Vielleicht bekommen die Erlebnisse des Jungen, der seine Kindheit nicht sonderlich mochte, eines Tages eine zweite Chance.

